



Vorwort des Vorsitzenden



Liebe Freundinnen und Freunde christlicher Mystik,

wir leben in Krisenzeiten – diese Situation belastet mich und wahrscheinlich auch Sie alle sehr. Der Krieg in der Ukraine, den viele von uns vor zwei Monaten noch nicht für möglich gehalten haben, das Leid der Opfer und die Grausamkeit der Täter wollen anscheinend kein Ende nehmen. Ein Christ aus St. Petersburg brachte es in einer E-Mail an mich auf den Punkt: Dieses Jahr ist die Passionszeit eine ganz besondere: Eine ganz besonders harte und traurige, in der Mitleiden, Solidarität und Unterstützung von Opfern von Hass und Gewalt noch mehr gefordert sind als sonst. Es bleibt nur die Hoffnung auf eine baldige Erlösung, auf ein wirkliches Ostern in unserer Zeit. Auch die anderen Krisen, Panedemiegeschehen, ökologische und zunehmend auch ökonomische Not mögen so ein Ende finden. Bewusst habe ich die Liedstrophe von Jürgen Henkys auf das Titelblatt gesetzt. Vielleicht liegt in unserer Zeit der höchste Trost wirklich darin, dass wir die Hoffnung auf Gottes Eingreifen in der Welt nicht verlieren.

Erlauben Sie mir als Spezialist für Ostkirchenkunde noch ein paar Bemerkungen zu der Rolle der Kirchen in der aktuellen Auseinandersetzung um die Ukraine. Mich persönlich nimmt auch diese sehr mit. In der Ukraine selbst gibt es drei größere Kirchen: Die mit Rom unierte „griechisch-katholische“ Kirche, die seit dem 17. Jh. besonders im Westen des Landes angesiedelt ist, die zum Moskauer Patriarchat gehörende Ukrainische Orthodoxe Kirche (UOK) und seit 2018 auch die Orthodoxe Kirche der Ukraine (OKU). Letztere hat ihre Wurzeln in einer seit 1989 zu beobachtenden Bewegung hin zur Unabhängigkeit orthodoxer Christen in der Ukraine von Moskau, die zunächst von Metropolit Filaret von Kiew stark gefördert worden ist. Heute wird die OKU von Metropolit Epiphaniij, die UOK von Metropolit Onufrij geleitet. Besonders letzterer und seine Kirche befinden sich in einer schwierigen Situation: Auf der einen Seite fühlen sie sich jurisdiktionell mit dem Patriarchat in Moskau verbunden, auf der anderen Seite sind sie Ukrainer und distanzieren sich daher von der Kriegsrhetorik des Moskauer Patriarchen und des Kremls. Dadurch kommt es zu gewaltigen Irritationen in der Identität der Anhänger dieser Kirche. Der Krieg in der Ukraine löst also nicht nur physisches Leid aus, er führt auch zu tiefen inneren Verunsicherungen und Loyalitätskonflikten. Diese werden die Nachkriegssituation massiv prägen, egal wie der Krieg ausgeht. Das

Patriarchat in Moskau ist mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln gegen die Unabhängigkeitsbewegung in der Ukrainischen Christenheit vorgegangen. Es hat alle diejenigen, die sich für eine eigenständige Ukrainische Kirche im Ukrainischen Staat eingesetzt haben, zu Schismatikern erklärt, d.h. die Kommuniongemeinschaft mit ihnen aufgehoben. Dieses Schisma prägt die Orthodoxen Kirchen in bedrohlicher Weise in unseren Tagen. Der Fluch des Nationalismus, aber auch der Einsatz des Moskauer Patriarchats für massiv antiokzidentales, d.h. antiwestliches Gedankengut, haben die Ökumenische Bewegung wohl auf Jahre vergiftet. Es wird viel Mühe kosten, sich in Gesprächen und Dialogen auf das zurückzubedenken, was das Christentum doch eigentlich im Wesen ausmacht: Liebe, Freiheit und Solidarität mit den Schwachen und Leidenden. Liebe Freundinnen und Freunde christlicher Mystik: In Krisenzeiten werden wir unsere nächste Jahrestagung abhalten. Marco Sorace hat für diesen Rundbrief noch einige wichtige Zeilen dazu geschrieben. Der ganze Vorstand und ich sind ihm sehr dankbar, dass er sich für die Gestaltung der Tagung enorm eingesetzt hat. Das Thema Mystik und Moderne Kunst, dem wir uns bereits vor Jahren in Marburg angenähert haben, sollte seit dieser Marburger Tagung noch einmal vertieft werden. Marco Sorace wird bei den Vorstandswahlen im Mai nicht wieder kandidieren. Ich freue mich daher umso mehr, dass er seine Expertise bei der Gestaltung der Tagung noch einmal als Vorstandsmitglied eingebracht hat. Genauso freue ich mich natürlich, viele von Ihnen im Mai in Fulda wiedersehen zu können.

In diesem Rundbrief sind ansonsten Beiträge versammelt, die zum einen unsere letzte Jahrestagung geprägt haben. Den Autoren bin ich sehr dankbar, dass wir so noch einmal viele gute Anregungen Revue passieren lassen können, selbst das von Wolf Werner Stangier verfasste Hörspiel. Zum anderen danke ich aber auch unserem Ehrenmitglied Gotthard Fuchs sehr herzlich für seinen Beitrag, den ich sehr zeitgemäß finde. Er eröffnet Perspektiven im Umgang mit Gewalt aus geistlicher Perspektive. Eine solche sollten wir als Freunde und Freundinnen christlicher Mystik nicht aus dem Blick verlieren, auch und gerade dann, wenn wir in Krisenzeiten leben. Ich wünsche Ihnen und Euch nun ein trotz allem frohes und gesegnetes Osterfest – Christ bezwang im Tod den Tod!

Mit herzlichen Grüßen

Ihr



Andreas Müller, Vorsitzender



Inhalt

- I. **Krieg – Mystik – Gegenwartskunst
Bemerkungen zum Thema und zur Situation
unserer Jahrestagung 2022**
von Marco. A. Sorace – Seite 04
- II. **„Gott ist einer in jeder Hinsicht“. Das
Gottesverständnis Meister Eckharts in
seiner christlichen Gestalt**
von Markus Vinzent – Seite 05
- III. **„Du sollst ihn lieben, wie er ein
Nicht-Gott, ein Nicht-Geist, eine Nicht-
Person, ein Nicht-Bild ist.“ Impulse
Meister Eckharts für Theologie und
Gebetsleben**
von Reiner Manstetten – Seite 15
- IV. **Gespräch zwischen Eckhart, Nancy
und Hakuin
Ein Christ und ein Buddhist treffen sich**
von Klaus-Werner Stangier – Seite 31
- V. **Durchkreuzte Gewalt
Warum wir Ostern feiern**
von Gotthard Fuchs – Seite 42
- VI. **Buchvorstellung
Meister Eckhart und die Plastiktüten –
Den Dingen auf den Grund gehen.
Über den beglückenden und
fragwürdigen Umgang mit den Dingen.**
von Maria Hungerkamp / Claus F. Lücker – Seite 50
- VII. **Leseprobe
„Auf den Spuren des göttlichen Seins“**
von Manfred Bacher – Seite 51
- VIII. **Einladung zur Mitgliederversammlung** – Seite 55



I. Krieg – Mystik – Gegenwartskunst Bemerkungen zum Thema und zur Situation unserer Jahrestagung 2022

von Marco A. Sorace, Aachen

In Europa tobt aktuell ein grausamer Krieg. Währenddessen lädt unsere Gesellschaft zu einer Jahrestagung zum Thema „Mystik und Gegenwartskunst“ ein. Man könnte das auf einen ersten und vordergründigen Blick für einen anstößigen „Eskapismus“, eine Wirklichkeitsflucht halten, die gerade der Mystik nicht besonders gut zu Gesicht steht. Daher hier einige Bemerkungen dazu.

Die erste ist eher pragmatischer Art: Wenn wir vom 6. bis 8. Mai 2022 eine solche Tagung durchführen wollen und dazu in den Monaten davor einladen, haben – wie sich wahrscheinlich jeder denken kann – die diesbezüglichen Vorbereitungen nicht erst im selben Jahr begonnen, sondern bereits länger zuvor, d.h. für die momentane Situation: lange bevor überhaupt jemand von uns um den Krieg in der Ukraine wissen konnte. Das Verfahren, nach dem wir uns im Verein und letztlich im gewählten Vorstand auf ein Tagungsthema festlegen, hat sich über viele Jahre bewährt. Wir fragen nämlich zuerst nach den thematischen Interessen möglichst vieler Mitglieder (auf den Mitgliederversammlungen und auch sonst im Gespräch mit diesen). Themen, die dabei keinen Anklang finden oder nur ganz marginal vorkommen, gehen wir prinzipiell nicht an. Wir versuchen dann aber auch nach Möglichkeit abzuwägen, was sich aus der Dynamik der Fragestellung vergangener Tagungen ergibt, was aktuell ist, was u. U. zu einem besonderen Tagungsort passen könnte oder was ggf. Mitglieder des Vorstands fachlich kompetent begleiten könnten. So ist aus einem Querschnitt der genannten Kriterien auch dieses Tagungsthema entstanden und ich fühle mich im letzten von nunmehr 20 Jahren Vorstandsarbeit sehr geehrt, mit meinem eigenen Arbeitsschwerpunkt „Kunst-Mystik“ diese Tagung mitgestalten zu dürfen.

Eine zweite Bemerkung ist aber in der gegenwärtigen Situation m. E. sehr viel entscheidender dafür, dass wir derzeit am Vorhaben dieser Tagung gewissenhaft festhalten dürfen: Die Tradition der Bildtheologie, die ja für den „Dialog von Kunst und Kirche“ in gewisser Weise stets maßgeblich war, hat das eigentlich Bildliche niemals reduziert auf eine damals – ich spreche vom ersten Jahrtausend – ohnehin noch nicht bekannte Kunst im neuzeitlichen Sinne. Vielmehr war sie interessiert an der Differenz zwischen einer ikonischen oder idolischen Wahrnehmung der

Erscheinungen. Dies bedeutet, kurz gesagt, entweder ein Wahrnehmen, welches die Wirklichkeit reduziert auf ein sichtbares Objekt („Idol“) oder aber ein Wahrnehmen, das den Blick vom Bild („Ikone“) über alles Partikuläre zur Weite der Wirklichkeit (und Gottes) hinausgehen lässt.¹ Wenn so also „Idolatrie“, eine „Gottesverkleinerung“ auf den Horizont subjektiver (von Angst geleiteter) Interessen ist, dann hat die bildtheologische Kritik gerade auch in einem solchem Zusammenhang – wenn jemand also aufgrund solcher Wahrnehmungseinschränkung meint, das Leben des anderen vernichten zu können – durchaus etwas zu sagen. Auffällig ist, dass gute Gegenwartskunst genau dieses Potenzial aufgenommen hat, was man u.a. auch an den Aktionen von Marina Abramovic (deren Kunst ja auf unserer Tagung besonders thematisiert wird) zu den Balkan-Kriegen sehen konnte.

Vor einem solchen Hintergrund freut sich gesamte Vorstand auf das Gespräch mit Ihnen (digital oder vor Ort in Fulda) – gerade auch in dieser angespannten Zeit.



II. „Gott ist einer in jeder Hinsicht“. Das Gottesverständnis Meister Eckharts in seiner christlichen Gestalt

von Markus Vinzent, London/Erfurt

Eckhart, Sermo II 1 (LW IV)	Eckhart, Lat. Predigt II 1
'Deus pacis et dilectionis erit vobiscum', Corinthiorum in fine.	„Der Gott des Friedens und der Liebe wird mit Euch sein“ (Korinther, gegen Ende) [2Kor 13,11]
◇3◇ Consueverunt principes pro hospitibus recipiendis praemittere nuntios ad hospitibus recipienda, qui hospites salutant, dominos suos magnificent, de solutione certificant, ut sic domini ipsorum honorabilius recipiantur. Exemplum in adventu verbi in hunc mundum.	◇3◇ Die Vorgesetzten schickten vorab gewöhnlich Abgesandte an Übernachtungsstätten, um Übernachtungsstätten vorzubereiten, die die Gastgeber grüßen, ihre Herren loben, die Bezahlung zusichern, auf dass ihre Herren desto ehrenwerter empfangen werden. Ein Beispiel

¹ Vgl. dazu: Jean-Luc Marion, *Idol und Bild*. In Bernhard Casper (Hg.), *Phänomenologie des Idols*. Freiburg und München: Alber 1981, S. 107-132.

<p>'Ingressus angelus' ad Mariam ait: 'ave, gratia plena, dominus tecum', et accepit melius hospitium mundi. Sic et ipsa trinitas beata, deus unus, in mundo veniens, immo mundum creans elegit sibi, quin potius construxit melius hospitium, meliorem creaturam huius mundi, hominem scilicet, Gen. 1: 'faciamus hominem' etc. 'Faciamus' et 'nostram': <LW4:006> ecce personarum pluralitas. 'Ad imaginem': ecce essentiae unitas. »Eo autem imago est, quo capax dei est«, deum suscipit in se. Ioh. 14: 'pater meus diligit eum': ecce trinitas. Sequitur: 'ad eum veniemus et mansionem apud eum faciemus'.</p>	<p>bietet die Ankunft des Wortes in diese Welt.</p> <p>„Als der Engel“ zu Maria „eintrat“, sagte er: „Sei begrüßt, voll der Gnade, der Herr ist mit Dir!“ [Lk 1,28] Und es erhielt die beste Übernachtungsstätte der Welt. So hat auch die selige Trinität selbst, der eine Gott, als er in die Welt kam, ja schon, indem er die Welt schuf, sich die beste Übernachtungsstätte erwählt, oder vielmehr erbaut, die beste Kreatur dieser Welt, nämlich den Menschen, Gen 1: „Lasst uns den Menschen“ usw. „Lasst uns“ und „unseren“: siehe die Mehrzahl der Personen. „Als Bild“: siehe die Einheit des Wesens. „Dadurch aber ist er Bild, wodurch er Gottes fähig ist“, Gott in sich aufnimmt. Joh 14,[23]: „Mein Vater wird ihn lieben“: siehe die Trinität. Es folgt: „zu ihm werden wir kommen und bei ihm eine Wohnung machen“.</p>
<p>Aptum profecto hospitium, ubi nobile triclinium, memoria, intellectiva et voluntas, tria haec, una substantia, una mens, una vita. Praemittit ergo in epistula nuntium, qui ipse nuntiet adventum: 'erit vobiscum', magnificet venturum: 'deus', indicet beneficium: 'paciis et dilectionis. Deus': quid celsius aut sublimius? 'Paciis': quid iucundius? 'Dilectionis': quid suavius? 'Erit vobiscum': quid securius?</p>	<p>Tatsächlich eine passende Übernachtungsstätte, wo das edle Speisezimmer ist, die Erinnerung, der Intellekt und der Wille, diese Drei, eine Substanz, ein Geist, ein Leben. Er sendet also in einem Brief einen Abgesandten, der seine Ankunft meldet: „er wird mit Euch sein“, der den Kommenden rühmt: „Gott“, der die Wohltat anzeigt: „des Friedens und der Liebe. Gott“: Was ist erhabener und feiner? „Des Friedens“: Was ist erfreulicher lieblicher? „Der Liebe“: Was ist schmackhafter? „Wird mit Euch sein“: Was ist gewisser?</p>
<p>◊4◊ Possunt autem verba praemissa duplicem habere sensum: primo, ut deserviant beatae trinitatis insinuationi,</p>	<p>◊4◊ Es können aber die vorgenannten Worte einen zweifachen Sinn besitzen: Erstens, sollen sie die selige Trinität</p>

<p>secundo, nostrae informationi. Quantum ad primum notanda tria: personarum trinitas: deus 'pacis et dilectionis'; essentiae unitas: 'erit'; ipsius essentiae proprietates: 'vobiscum'. <LW4:007> De primo: 'deus' persona patris, Gen. 1: 'in principio', id est in filio, 'creavit deus', pater, secundum glossas et sanctos. Sequitur autem: 'et spiritus domini ferebatur super aquas'. Unde ibi scriptura in sui exordio trinitatem innuens nomen dei accipit in persona patris. Ratio, quia secundum Augustinum »pater principium est totius deitatis«.</p>	<p>andeuten, zweitens unserer Bildung dienen. Was das erste betrifft, sei dreierlei festgehalten: Die Trinität der Personen: Gott „des Friedens und der Liebe“; die Einheit des Wesens: „wird sein“; die Eigenschaft seines Wesens: „mit Euch“.</p> <p>Zum Ersten: „Gott“ ist die Person des Vaters, Gen 1: „Im Anfang“, das ist im Sohn, „schuf Gott“, [Gen 1,1] der Vater, gemäß der Glossen und Heiligen. Es folgt aber: „und der Geist schwebte über den Wassern“ [Gen 1,2]. Also nimmt die Schrift, die dort schon in ihrem Ausgang die Trinität erwähnt, den Namen Gottes in der Person des Vaters. Der Grund hierfür ist, dass Augustinus zufolge „der Vater das Prinzip der gesamten Gottheit“ ist.²</p>
<p>◇5◇ Sequitur: 'pacis', id est filii, Eph. 5: 'ipse est pax nostra'. 'Dilectionis', id est spiritus sancti, Col. 1: 'gratias agentes deo patri, qui nos transtulit in regnum filii dilectionis suae'. Dilectio enim, qua se diligunt pater et filius, est ipse spiritus sanctus. Diligunt enim spiritu sancto, sicut arbor floret floritione, floret flore, Is. 11: 'flos de radice eius ascendet, et requiescet super eum spiritus domini' etc., 'spiritus sapientiae' etc. 'Haec enim omnia operatur unus atque idem spiritus'. <LW4:008> Sequitur 'erit': essentiae unitas, +iuxta++ illud Is. 6: clamabant Seraphim, qui 'semper vident faciem patris': 'sanctus, sanctus, sanctus dominus deus'; Ioh. 5: 'pater, verbum et spiritus sanctus, et hi tres unum sunt'.</p>	<p>Es folgt: „des Friedens“, das ist: des Sohnes, Eph [2,14]: „Er selbst ist unser Frieden“. „Der Liebe“, das ist der Heilige Geist, Kol 1[12]. „Dank sagend Gott dem Vater, der uns hinüberführte in das Reich des Sohnes seiner Liebe“. Die Liebe nämlich, mit der sich Vater und Sohn lieben, ist der Heilige Geist selbst. Sie lieben sich nämlich im Heiligen Geist, wie ein Baum im Blüten blüht, er blüht in der Blüte, Jes 11,[1]: „Eine Blüte wird aus seiner Wurzel aufsteigen, und es wird auf ihr der Geist des Herrn ruhen“ usw., „der Geist der Weisheit“ usw. „Denn dies alles wirkt ein und derselbe Geist“ [1Kor 12,11]. Es folgt: „wird sein“. Die Einheit des Wesens, nach Jes 6,[3]: Die Seraphim, die „immer das</p>

	Antlitz des Vaters sehen“, rufen: „Heilig, Heilig, Heilig, Herr, Gott“, [1] Joh 5,[7]: „Vater, Wort und Heiliger Geist, und diese drei sind eins“.
<p>◇6◇ Carissimi, in causis essentialibus universaliter, etiam secundoprimis, causa se tota descendit in causatum, ita ut quodlibet sit in quolibet modo quolibet, sicut in De causis dicitur. In causis autem primordialibus sive originalibus primoprimis, ubi magis proprie nomen est principii quam causae, principium se toto et cum omnibus suis proprietatibus descendit in principiatum.</p>	<p>◇6◇ Geliebte, allgemein steigt in den wesentlichen Ursachen, auch in den zweitersten, die Ursache ganz und gar in das Verursachte nieder, so dass jedes in jedem auf jede Weise ist, wie es im Buch „Von den Ursachen“ heißt. In den uranfänglichen oder ursprünglichen Ersterstursachen aber, wo in einem eigentlicheren Sinn der Name Prinzip eher als der der Ursache angebracht ist, da steigt das Prinzip ganz und gar und mit allen seinen Eigenschaften in das Prinzipierte nieder.</p>
<p>Audeo dicere quod etiam cum suis propriis – loh. 14: 'ego in patre et pater in me est' – ut non solum hoc sit in illo, quodlibet in quolibet, sed hoc sit illud, quodlibet quodlibet, loh. 10: 'ego et pater unum sumus'. Pater enim hoc est quod filius. Paternitas ipsa hoc est quod filiatio. Id ipsum est potentia, qua pater generat et filius generatur. Propter quod potentia generandi essentiam in recto significat, sicut dicunt meliores.</p>	<p>Ich wage zu sagen, auch mit seinen Eigenschaften, Joh 14,[10]: „Ich bin im Vater, und der Vater ist in mir“, so dass nicht nur dieses in jenem, jedes in jedem ist, sondern dieses jenes, jedes jedes ist, Joh 10,[30]: „Ich und der Vater, wir sind eins“. Der Vater ist nämlich das, was der Sohn ist. Die Vaterschaft selbst ist das, was die Sohnschaft ist. Dasselbe ist das Vermögen, durch das der Vater zeugt und der Sohn gezeugt wird. Weswegen das Zeugungsvermögen unmittelbar das Wesen bezeichnet, wie die besseren Lehrer sagen.</p>
<p><LW4:009> ◇7◇ 'Deus' ergo 'pacificus et dilectionis erit', quia 'hi tres unum'. Ratio, quia pater descendit in filium cum omnibus suis proprietatibus, inter quas est indistinctio. Impossibile autem est etiam deo quod sint duo indistincta, duo infinita. Unde et ipse filius cum patre est unum +et++ idem</p>	<p>„Der Gott“, also „des Friedens und der Liebe wird sein“, weil „diese drei eins“ sind. Der Grund hierfür ist, weil der Vater in den Sohn mit allen seinen Eigenschaften steigt, zwischen denen eine Ununterschiedenheit ist. Unmöglich ist es aber auch für Gott, dass es zwei ununterschiedene, zwei</p>

<p>principium potius quam principiatum, Psalmus: 'tecum principium' 'in splendoribus' etc. Propter quod Deut. 6 et Gal. 3 dicitur: 'deus unus est'. Sequitur tertium 'vobiscum': ipsius essentiae proprietates, Matth. ultimo: 'ecce, ego vobiscum sum omnibus diebus usque ad consummationem saeculi'. Ratio, quia indistinctio est propria deo, distinctio propria creaturae. Augustinus: »mecum eras, et tecum non eram«.</p>	<p>unendliche Wesen gibt. Daher ist auch der Sohn selbst vielmehr mit dem Vater ein und dasselbe Prinzip, vielmehr als das Prinzipiierte, Ps. [109,3]: „Mit Dir Prinzip ... im Glanz (der Heiligen)“ usw. Weshalb Deut. 6,[4] und Gal 3,[20] es heißt: „Gott ist einer“. Es folgt drittens „mit Euch“: Die Eigenschaft des Wesens selbst, Mt im letzten Kapitel [28,20]: „Siehe, ich werde mit Euch sein alle Tage bis zum Ende der Welt“. Der Grund hierfür ist, weil die Ununterschiedenheit Gott eigen ist, die Unterschiedenheit der Kreatur eigen. Augustinus: „Du warst mit mir, und ich war nicht mit Dir“.³</p>
<p>◇8◇ 'Hi tres unum sunt', Ioh. 5. Primo, quia descendit pater in filium cum suis proprietatibus, ut dictum est supra. Secundo, quia processus ille est ad intra tum quia intellectualis, tum quia nihil est deo extra; praeter ipsum nihil. Igitur finis est ad unum, maxime in processu perfecte ad intra. Tertio, 'tres <LW4:010> unum', quia privatio est radix numeri, negatio radix multi. In deo autem nec est privatio nec negatio. Igitur nec est numerus nec multitudo. Ergo 'unum sunt'. Quarto, quia deus cum dicitur unus, li 'unum' non pertinet ad genus numeri nec aliquid ponit in deo. Igitur non profundit numerum, sed 'tres unum sunt'. Vide Quaestiones de attributis infra. Sexto nota quod tria dicit: primo, quod 'hi sunt', non ergo desunt; secundo, quod tamen sic sunt quod unite et 'unum sunt'; tertio, quod in esse sunt 'unum', in</p>	<p>◇8◇ „Diese Drei sind eins“, [1] Joh 5,[7]. Erstens, weil der Vater in den Sohn hinabsteigt mit seinen Eigenschaften, wie oben gesagt wurde. Zweitens, weil dieser Ausgang nach innen erfolgt, einmal weil er geistig ist, dann weil für Gott nichts draußen ist, außer ihm ist nichts. Also ist das Ziel des Ausgangs bei einem, am meisten, wenn er vollkommen nach innen gerichtet ist. Drittens: „Die Drei sind eins“, weil die Beraubung die Wurzel der Zahl, die Verneinung die Wurzel der Vielheit ist. In Gott aber ist weder Beraubung noch Verneinung, infolgedessen ist weder Zahl noch Vielheit. Deshalb „sind sie eins“. Viertens, wenn Gott einer genannt wird, gehört das „eins“ nicht zur Gattung der Zahl noch setzt es etwas in Gott. Daher lässt es keine Zahl aus sich ausströmen, sondern „die Drei sind</p>

<p>essentia, quae respicit esse. Non autem respicit ratio sive relatio essentiam, sed se mutuo respiciunt. Sic ergo ratio et relatio sunt in essentia rei, in essentia esse accipiunt, sed ipsam non distinguunt, quia ut sic, in esse scilicet, iam exiit naturam relationis, naturam distinctionis, sicut et relatio in vita et in esse animae rationalis.</p>	<p>eins“. Siehe die <i>Quästionen über die Eigenschaften Gottes</i> weiter unten. Sechstens bemerke, dass er dreierlei sagt: Erstens, dass „diese sind“, also nicht nichtsind; zweitens, dass sie trotzdem so sind, dass sie in einiger Weise und „eins sind“, drittens, dass sie im Sein „eins sind“, im Wesen, welches sich auf das Sein bezieht. Nicht aber bezieht sich die Idee oder die Relation auf das Wesen, sondern es bezieht sich aufeinander. So haben also Idee und Relation ihr Sein im Wesen der Sache, erhalten im Wesen Sein, tragen aber nicht zur Unterscheidung des Wesens selbst bei, weil so, nämlich im Sein, bereits die Natur der Relation die Natur der Unterscheidung verliert, wie auch die Relation im Leben und im Sein der vernünftigen Seele.</p>
<p>Nota ergo quod rationes distinctae attributorum sunt in deo, si nullus extra intelligeret, sed sunt sine distinctione, quia sunt in esse, sunt in uno, unum sunt in esse uno, in esse unum, Psalmus: 'multitudo, quam abscondisti'.</p>	<p>Bemerke also, dass es unterschiedene Ideen von Gottes Attributen gibt, (auch) wenn sie keiner außerhalb erkennen würde, aber sie sind ohne Unterscheidung, denn sie sind im Sein, sind im Einen, sind eins im einen Sein, im Einssein [Ps 30,20]: „Die Vielheit, die du verborgen hast“.</p>

Als ich den Vortrag hielt, wussten wir noch nicht, welches Gewicht in dieser Predigt Meister Eckharts die Deutung Gottes als Friede, Liebe und Mit-Euchsein in einer Kriegszeit wie heute erhalten würde. Dass Gott in jeder Hinsicht einer ist – und wir werden sehen, was Eckhart mit dieser Einheit bezeichnet – erläutert er zunächst an dieser Stelle aus dem Zweiten Korintherbrief, die diese drei Elemente Gottes in einem Vers erwähnt. Dass er den Frieden an erster Stelle herausstellt, zeigt schon im 14. Jahrhundert, welche fundamentale Rolle die politisch gesicherte Lebensmöglichkeit spielt, nicht anders als heute. Friede und nicht Krieg ist die Voraussetzung für Leben, Liebe und für das Miteinandersein. Umgekehrt wird uns gerade diese Predigt lehren, dass es ein Merkmal der menschlichen Welt ist, in Zahlen, im Messbaren und in Zerteilungen zu leben, eine Daseinsweise, die gut sein

kann, doch nur dann, wenn ihr das Fundament nicht geraubt wird, sondern Friede als Fundament anerkannt und immer wieder angestrebt wird. Doch Eckhart war kein Träumer, er wusste schon damals um die Brüchigkeit gerade dieses Fundaments, weshalb er mit dieser Predigt das Glaubensfundament selbst als Friede, Liebe, Mit-sein definiert.

Seinen Einstieg wählt er mit dem schönen Beispiel der Reisevorbereitung. Damit das Wort in die Welt gesandt werden kann, braucht es die Vorbereitung, so wie Reisende vorab ihr Hotel bestellen, sich bei den Gastgebern höflich vorstellen, die Bezahlung sichern usw.

In dieser Weise liest Eckhart den Bericht des Boten, der Maria besucht und von Maria „die beste Übernachtungsstätte der Welt“ erhielt – wie wir aus Eckhart wissen, ist damit sowohl Maria als Frau gemeint als auch Maria als Vertreterin der gesamten Menschheit. Nicht Maria als Maria ist für Eckhart von Bedeutung, nicht einmal das, was historisch geschehen sein soll. Wiederholt hat Eckhart darauf verwiesen, dass es um die innere Geburt des Wortes geht, welches die Voraussetzung für die Geburt in dieser Welt sei: „Ich sage, hätte Maria nämlich nicht zuerst Gott geistlich geboren, er wäre niemals dem Fleisch nach von ihr geboren worden“ (Ich spriche: und hæte Marîa niht von êrste got geistliche geborn, er enwære nie lîpliche von ir geborn worden), so in der berühmten Predigt 22 (Eckhart, Deutsche Werke). Oder in einer noch nicht kritisch herausgegebenen Predigt Eckharts, wo er meint, „dass Maria die geistliche Geburt, die im Handeln des Heiligen Geistes geschah, mehr Seligkeit gebracht hatte als die menschliche Geburt Christi. Denn von dieser selben Geburt hätte Maria nicht mehr, als was sie durch die Gnade der Liebe empfieng“ (Eckhart, S59,4B*:25). Darum geht es ihm auch nicht um Maria als Maria, sondern mit Maria hat Gott eigentlich und lediglich „die beste Kreatur dieser Welt, nämlich den Menschen,“ gewählt.

Nun mag man kritisch fragen, und wir werden sehen, dass es auch diese Frage ist, die Eckhart umtreibt, ob der Mensch wirklich die beste Kreatur der Welt ist. Denn welche andere Kreatur hat die teuflische Fähigkeit zu morden, Krieg zu führen, den Frieden zu zerstören, zu hassen und statt Mit-sein, Ich-sein zu wollen und es anderen aufzuzwingen?

Eckhart beantwortet diese Frage mit Blick auf das Grundprinzip dieser Welt. Seine vielleicht theologisch, philosophisch, auch scholastisch klingende Predigt ist jedoch nichts anderes als ein Plädoyer für eine rechte Welt-, Selbst- und Gottbeziehung.

Seinen Einstieg wählt er, indem er der Tradition folgend auf den Plural „Lasst uns“ des Schöpfungsberichts aus dem Buch Genesis verweist. In dem „uns“ sieht er die Mehrzahl der göttlichen Personen, in dem „als Bild“ die Einheit und das Einssein des Wesens – auffälliger Weise, sofort auf den Menschen hin gedacht wird! Denn Eckhart schließt an: „Dadurch aber ist er Bild, wodurch er Gottes fähig ist“. Es geht also tatsächlich um den Menschen, in welchem Gottes Einssein und die Einheit seiner Personen gefasst wird. Das Einssein Gottes liegt nach Eckhart also nicht in einem abstrakt gedachten

Wesen Gottes, das seiner Trinität zugrunde läge, sondern der Mensch ist das, was Gott seine Gottheit gibt, gerade so, wie es Eckhart ausdrücklich in seiner Predigt 14 formuliert: „Ich gebe Gott seine Gottheit“.⁴ Umgekehrt liegt diese Fähigkeit in nichts anderem als darin, dass der Mensch Gott in sich aufnehmen kann. Und als hätte Eckhart sich nicht bereits genügend aus dem Fenster der kirchlichen Lehre gelehnt, fügt er noch hinzu, dass in dem Satz „Mein Vater wird ihn lieben“ – womit in der Schrift natürlich Christus gemeint ist, Eckhart darunter aber den Menschen allgemein versteht – die Trinität ausgedrückt werde. In der Tat denkt Eckhart, dass die Trinität, mehr noch, dass die Gottheit im Menschen Wohnung nimmt und umgekehrt der Mensch durch sein Wohnun-Geben Gott erst zu dem macht, der er ist.

Bereits in der Eröffnung dieser Predigt formuliert Eckhart folglich sein ganzes theologisches Programm, die Ununterschiedenheit von Gottheit und Menschheit, auf die er dann im Laufe seiner Predigt noch eingehen wird.

Doch zunächst entfaltet er den Vers aus dem Zweiten Korintherbrief, mit dem er dieses Ineinander von Gottheit und Menschheit erläutert. Gott heißt Mit-sein, das in Frieden und Liebe resultiert. Und, als ob er heute predigen würde, stöhnt er: „Was ist erhabener und feiner“ als Friede, was erfreulicher und lieblicher als Liebe, und was ist schmackhafter als sie und was gewisser als das Mit-sein?

In n. 4 macht Eckhart die Unterscheidung zwischen einer inhaltlichen Bestimmung der Trinität und der Absicht, uns zu bilden – Bilden, im tiefen Sinn, nicht nur als Unterrichten, sondern uns Durchformen, Durchgestalten und Umbilden. Wie wir sehen werden, führt das rechte Verständnis nach Eckhart zu einer Neugestaltung von Mensch und Welt.

Was ist Gott, seine Einheit, sein Einssein, seine Trinität? Eckhart beginnt bei der Tradition, indem er auf Augustinus verweist. Hier müssen wir einen kleinen Ausflug in die dahinter liegende Geschichte werfen. In den ersten vier Jahrhunderten der Geschichte sieht man erst eine langsame Entwicklung der Ausgestaltung christlichen Gottesglaubens. Während bereits vor Christus bei jüdischen Philosophen wie Philo von Alexandrien der Gedanke einer Vielfältigkeit Gottes vorhanden war – natürlich innerhalb eines Glaubens an einen Gott (Vorsicht: Wie missverständlich dieser Ausdruck sein kann, wird noch gleich zu klären sein) –, der nur mittels seiner Kräfte, seinem Wort oder Logos und seiner Weisheit oder Sophia, diese Welt schaffen und erhalten kann, brauchten Christen Jahrhunderte, um ein trinitarisches Verständnis des Gottesglaubens zu entwickeln. Vorherrschend bis ins vierte Jahrhundert war der schlichte Glaube, dass es einen Gott gäbe und dass dieser Gott Christus sei. So lesen wir es etwa in der ersten, von

⁴ Vgl. M. Vinzent, „‘Meine Demut gibt Gott seine Gottheit’ (Meister Eckhart, Predigt 14) – neue handschriftliche Zeugnisse und eine neue kritische Edition“, in Jens Haustein, Regina D. Schiewer, Martin Schubert and Rudolf Kilian Weigand (eds), *Traditionelles und Innovatives in der geistlichen Literatur des Mittelalters, Meister-Eckhart-Jahrbuch Beihefte 7* (Stuttgart, 2019), 63-133.

einem römischen Bischof (2. Jh., Zephyrin) erhaltenen Aussage, mit der die berühmte Sammlung von dogmatischen Definitionen, Denziger-Schönmetzer, die dogmatischen Aussagen von Päpsten eröffnet. Und auf dem ersten ökumenischen Konzil von Nizäa im Jahr 325 hatte man festgelegt, dass Christus, der Sohn, gleichen Wesens mit dem Vater sei. Diese Aussage hatte allerdings das Problem nicht gelöst, wie das Verhältnis zwischen Vater und Sohn zu denken sei. Hier hatte die römisch-nichtchristliche Philosophie die Idee entwickelt – und zwar gerade am Beispiel des Verhältnisses von Vater-Sohn – dass beide streng relational zu denken seien, weil es ja keinen Vater (bzw. Mutter) gäbe ohne die Existenz eines Sohnes (oder Tochter), und umgekehrt. Wer den einen sagt, sagt den anderen immer mit. Andererseits hatte diese Philosophie auch gezeigt, dass es trotz aller Korrelationalität von Vater und Sohn dennoch eine hierarchische Richtung dieser Relation gäbe, weil durch dieses Verhältnis Vater und Sohn nicht identisch seien. Denn nur der Vater habe die Fähigkeit, den Sohn zu zeugen, während der Sohn nicht die Fähigkeit habe, seinen Vater zu zeugen. D.h., auch wenn beide zugleich sind, ist der Vater dem Sohn doch vorgeordnet. Und trotz Nizäa und der Annahme der Wesensgleichheit von Vater und Sohn haben doch alle großen Theologen an der Vorordnung des Vaters in dieser Relation festgehalten, Basilius, Augustinus, Bonaventura, auch Thomas von Aquin.

Der erste, der diese hierarchische Vorstellung infrage stellte, war Eckhart. Er tut es in dieser Predigt, indem er über Gott als Prinzip nachdenkt. Zunächst stellt er fest, dass das, was etwas anderes verursacht (also etwa zeugt oder gebiert), nicht etwas von sich gibt, sondern „ganz und gar in das Verursachte nieder(stei)gt“. Was also verursacht ist, ist nicht – wie man in der Antike annahm – etwas weniger als der Verursacher, sondern absolut gleich.

Darum aber gilt auch, dass „jedes in jedem“ und zwar „auf jede Weise“ ist. Eckhart beruft sich für diesen Gedanken auf ein arabisch-islamisches Buch, das Buch „Von den Anfängen“, das er sehr geschätzt und das auch Thomas von Aquin mit einem Kommentar versehen hatte. Und mit Blick auf dessen Lehre spricht er lieber nicht von Gott als Ursache, sondern von ihm als Prinzip. Denn er will sagen, dass Gott nicht zu denken sei wie einer, der nur etwas verursacht, also anstößt, sondern dass er als Prinzip „ganz und gar und mit allen seinen Eigenschaften“ in das sich einlässt, das er hervorbringt. Der Sohn ist nach Eckhart eben nicht hierarchisch unter oder nach oder weniger als der Vater zu denken; er hat nicht nur die väterliche Zeugungskraft auf passive Weise, wie dies Bonaventura und Thomas annahmen, sondern er hat sie wie der Vater selbst. Nicht nur der Sohn ist vom Vater gezeugt, der Sohn zeugt auch den Vater. Beide sind in einem partnerschaftlichen, gegenseitigen Verhältnis. Wie der Sohn die ganzen Eigenschaften des Vaters hat, so werden auch durch die Schöpfung keine Grenzen zwischen Gott, der Gottheit, und dem Menschen und der Menschheit errichtet. Gott behält nichts für sich, sondern er gibt sich ganz

und gar in diese Schöpfung. Darum ist Gott vom Menschen ununterschieden, ja, Eckhart sagt, Gott ist vielmehr der Ununterschiedene, während der Mensch fälschlicherweise immer darauf aus ist, sich zu unterscheiden, sich über andere erheben, andere zu dominieren und Grenzmauern aufzustellen. Dagegen steht das Modell der nichthierarchischen Partnerschaft, das sowohl das trinitarische Verhältnis wie auch das zwischen Gott und den Menschen, den Menschen zu den Menschen und der Menschen zur Welt gestalten soll.

Aus dieser Position heraus definiert Eckhart – allerdings einer langen Tradition folgend – das Einssein Gottes. Eins, das war den Alten vor ihm klar und das betont auch Eckhart, ist keine Zahl. Schon die Pythagoräer und mit ihnen auch der genannte Philo hielten daran fest, dass erst mit der 2 die Reihe der Zahlen beginnt. Die 1 war keine Zahl, denn man konnte mit ihr nicht multiplizieren und sie war nicht zu teilen. Die Eins war wie Gott schlicht Prinzip. Zu sagen und zu glauben, meint Eckhart, Gott sei Eins, bedeute gerade NICHT, er sei nicht Zwei, Drei, Vier oder unendlich vielfältig. Im Gegenteil, als Eins und Nichtzahl war Gott das Gegenteil von Teil und Teilendem, er war, der eine solche Vielfalt schafft, die sich nicht aufteilt, sondern im Miteinander zu leben fähig ist, eine Vielfalt, die wieder keine Zählbarkeit ist, sondern im Mit-sein eins ist, eine Vielfalt im Einssein, die verbindet, Frieden schafft, Liebe ist. Dies ist ein Gott, der selbst gar nichts in sich und aus sich und für sich ist, sondern immer Mit-ist, immer auf die und den und das Andere hingerichtet ist, der sich also gerade nicht von seinen Kreaturen unterscheidet, sondern diese immer so schafft, dass er mit und in ihnen deren Kern bildet und das, was er geschaffen hat, miteinander und sich mit diesem verbindet. Während also alles Zählbare auf Raub aufsitzt, „Verneinung die Wurzel der Vielheit“ darstellt, ist Gottes Schöpfung nicht daraufhin gedacht, dass sie sich zersplittert, sondern dass sie eine Fülle schafft, die aufeinander hin und in welcher Gott als das verbindende Prinzip den Zusammenhalt bildet; nicht auf ihn hin, sondern auf die Schöpfung hin. Eckhart verweist hier auf eines seiner Werke, die „Quästionen über die Eigenschaften Gottes“, das leider nicht ganz erhalten geblieben ist, doch von dem ich in den vergangenen zehn Jahren zwei größere Stücke finden konnte, einmal in einer lateinischen Handschrift der Vaticana in Rom und in einer deutschen Handschrift, die auf der Wartburg liegt und deren Texte wir noch veröffentlichen müssen.

Wenn Eckhart am Ende von der Vielheit spricht, die Gott verborgen hat, dann ist auch das ein Hinweis auf das mystische Element. Wohlgermerkt, die Vielheit hat er verborgen, nicht das Einssein Gottes. Letzteres scheint Eckhart offenkundig, weil man sich das schöpferische und verbindende Prinzip gar nicht anders vorstellen kann. Viel schwieriger ist es, wieso die Vielfalt friedvoll und liebend gedacht und gelebt werden soll, aber oft so selten gelebt wird. Dies ist die eigentliche Verborgenheit, Rätselhaftigkeit und Fragwürdigkeit der Vielfalt, eine missverstandene Vielfalt wie ein

missverstandenes Einssein Gottes, das man irrsinnigerweise sogar zur Trennung von Religionen verbiegt, als ob Monotheisten und Polytheisten sich gegenseitig ausschließen würden. So wenig die Verschiedenheit der Religionen rechtverstanden zu Spaltungen führen dürfte, so wenig konkurrieren unterschiedliche Kulturen. In einer Weltsicht, die unbescheiden sich von anderen zu scheiden versucht, werden gerade Gottesglaube, Selbstverständnis, Weltverhältnisse korrumpiert und man steht sprachlos vor der Vernichtung dessen, was eint, im Namen des Allerhöchsten.



III. „Du sollst ihn lieben, wie er ein Nicht-Gott, ein Nicht-Geist, eine Nicht-Person, ein Nicht-Bild ist.“ Impulse Meister Eckharts für Theologie und Gebetsleben

von Reiner Manstetten, Heidelberg

Vorbemerkung

Mein Zugang zu Meister Eckhart ist entscheidend geprägt durch die langjährige Übung des Zens, wie ich sie seit 1982 unter Anleitung von Pater Willigis Jäger praktiziert habe, bis er mich 1997 zum Zenlehrer (assistant teacher of Zen) ernannte. Nicht weniger bedeutsam war die Zusammenarbeit mit Schwester Ludwigin Fabian aus dem Orden der Missionsbenediktinerinnen. Ludwigin war Zenlehrerin in der Linie von Yamada Rōshi aus Kamakura, blieb aber lebenslang der Übung des persönlichen Gebets treu. Zusammen mit ihr habe ich ab 1998 über 15 Jahre Kurse in christlicher Kontemplation im Haus der Stille in Sachrang, Chiemgau, angeboten. Die wohl wichtigsten Anregungen für die geistliche Begleitung dieser Kurse habe ich aus Texten Meister Eckharts erhalten (der sich selbst ja primär als ein Lebemeister verstand). Die Praxis war aber nicht das einzige Feld, auf dem ich mich mit Meister Eckhart auseinandersetzte. 1992 wurde ich mit einer Dissertation „Esse est Deus. Meister Eckharts christologische Versöhnung von Theologie und Religion und ihre Ursprünge in der Philosophie des Abendlandes“ an der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg promoviert (als Buch wurde die Arbeit 1993 im Alber Verlag, Freiburg, veröffentlicht). In dieser Monografie geht es vor allem um den spekulativen Denker Meister Eckhart. Immerhin dozierte Meister Eckhart in Paris auf der Lehrkanzel des Thomas von Aquin, was sein immenses Ansehen als Intellektueller im philosophisch-theologischen Diskurs seiner Zeit bezeugt. In einer Tradition, die bei Heraklit und Parmenides beginnt und sich über Platon, Plotin, die christlichen Kirchenväter bis in die arabische und jüdische Philosophie des 12. sowie die christliche Scholastik des 12. und 13.

Jahrhunderts fortsetzt, stellt Eckharts *neue Metaphysik* (als welche seine Philosophie von Kurt Flasch bezeichnet wurde) in höchst origineller Weise die Frage nach Gott, der letzten Wirklichkeit, unter den Begriffen des Seins und des Einen. Dabei reflektiert Eckhart sorgfältig die sprachlichen und begrifflichen Möglichkeiten, diese Frage mit den Mitteln der Ratio anzugehen.

Mich persönlich hat in dieser intellektuellen Auseinandersetzung mit Eckhart vor allem sein Umgang mit der Bibel berührt. Mehr als die meisten Denker seiner Zeit hat Eckhart die Heilige Schrift, insbesondere die Bücher Genesis und Exodus sowie das Johannesevangelium, für seine Lehre fruchtbar gemacht. Obwohl Eckharts Auslegungen bestimmter biblischer Texte auf den ersten Blick willkürlich, ja geradezu gewaltsam anmuten, kann ich sagen, dass mir durch Eckhart ein neuer, mir zuvor unbekannter Zugang zu den Schriften der Hebräischen Bibel und des Neuen Testaments eröffnet wurde. Verdanke ich dem Zen den Impuls zur radikalen Entleerung des Bewusstseins von allen unterscheidenden Gedanken und Bildern, so habe ich über Eckhart den Weg zu einer neuen Bibellektüre und einem vertieften Verständnis des persönlichen Gebets gefunden. Im Vortrag möchte ich zunächst den Theologen Meister Eckhart vorstellen und mich anschließend seiner Lehre vom Gebet zuwenden.

I) Eckhart als Theologe

Eckhart steht in der Tradition der sogenannten *negativen Theologie*, deren Ursprünge bei den neuplatonischen Philosophen Plotin und Proklos zu finden sind, deren bedeutendste Ausprägung im christlichen Raum aber im Werk des sogenannten Dionysios Areopagita, auch Pseudo-Dionysios genannt, vorliegt. Seine Schriften, u.a. *Über die mystische Theologie* oder *Von den göttlichen Namen*, sind zu Beginn des 6. Jahrhunderts entstanden. Sowohl in der Ostkirche als später auch in der römischen Kirche erlangten sie eine ungeheure Autorität, weil sie einem in der Apostelgeschichte erwähnten Schüler des Apostels Paulus, eben dem Areopagiten Dionysios, zugeschrieben wurden.

Die zentrale Aussage der negativen Theologie lautet, dass sich über Gott keine bejahenden, identifizierenden Aussagen treffen lassen – von Gott kann man zwar wissen, was er nicht ist, und man kann bestimmte Wirkungen auf ihn als Ursprung zurückführen, aber was Gott ist, ist ein aller Erkenntnis unzugängliches Geheimnis. Gottes Wesen wird von menschlichem Sprechen und Denken prinzipiell verfehlt. Hören wir dazu Meister Eckhart selbst, der sich des Öfteren auf Dionysios und darüber hinaus auf neuplatonische Denker bezieht:

„Nun merket auf! Gott ist namenlos, denn von ihm kann niemand etwas aussagen oder erkennen. Darum sagt ein heidnischer Meister (Proklos): Was wir von der ersten Ursache erkennen oder aussagen, das sind wir mehr selbst, als dass es die erste Ursache wäre, denn sie ist über alles Aussagen

und Verstehen. Sage ich demnach: ‚Gott ist gut‘ – es ist nicht wahr: Ich bin gut, Gott ist nicht gut. Ich möchte darüber hinaus sagen: ‚Ich bin besser als Gott!‘ denn, was gut ist, das kann besser werden; was besser werden kann, das kann zum Allerbesten werden. Nun ist Gott nicht gut, darum kann er nicht besser werden. Weil er denn nicht besser werden kann, daher kann er nicht das Allerbeste werden, denn fernab von Gott sind diese Drei: *gut*, *besser* und *allerbest*, denn er ist über alles. Sage ich weiterhin: ‚Gott ist weise‘ – es ist nicht wahr: Ich bin weiser als er! Sage ich ferner: ‚Gott ist ein Sein‘ – es ist nicht wahr: Er ist überseiendes Sein und eine überseiende Nichtheit. Daher sagt Sankt Augustinus: ‚Das Schönste, was der Mensch über Gott auszusagen vermag, das besteht darin, dass er aus Weisheit des inneren Reichtums schweigen könne‘. Schweig daher und klaffe nicht über Gott; denn damit, dass du über ihn klaffst, lügst du, tust du Sünde.“¹

Nur scheinbar geht es hier um wissenschaftliche Theologie im Sinne der Reflexion der Möglichkeit bzw. der Abweisung der Möglichkeit objektivierender Aussagen über Gott. Es geht in Wahrheit um die Beziehung des Menschen zu der objektiv nicht fassbaren Wirklichkeit, die Gott genannt wird. Unter Berufung auf Augustinus macht Eckhart hier deutlich, dass die angemessene Beziehung zu dem, was sich allem Sprechen und aller Versuche des Erfassens entzieht, das Schweigen ist. Schweigen aber ist nicht einfach Verzicht auf Sprechen, sondern es ist Gestalt und Ausdruck einer lebendigen Beziehung, der Liebe. Ganz im Sinne der Tora (5 Mose 6,5) und ihrer Bekräftigung durch Jesus von Nazareth (Markus 12, 29 ff.) fordert Eckhart den Menschen auf, Gott zu lieben. Aber er qualifiziert zugleich diese Aufforderung in einer paradox scheinenden Weise, in der sich seine negative Theologie widerspiegelt:

„Du sollst Gott lieben ungeachtet seines Liebenswertseins, d.h. nicht deshalb, weil er liebenswert wäre, denn Gott ist nicht liebenswert, er ist über alle Liebe und alles Liebenswertsein. ‚Wie denn soll ich Gott lieben?‘ Du sollst Gott ungeistig lieben, das heißt so, dass deine Seele ungeistig sei und entblößt aller Geistigkeit, denn, solange deine Seele geistförmig ist, so lange hat sie Bilder. Solange sie aber Bilder hat, so lange hat sie Vermittelndes, solange sie Vermittelndes hat, so lange hat sie nicht Einheit noch Einhelligkeit. Solange sie nicht Einhelligkeit hat, so lange hat sie Gott noch nie recht geliebt, denn recht zu lieben hängt an der Einhelligkeit. Daher soll deine Seele allen Geistes bar nichtgeistig sein und soll geistlos dastehen; denn liebst Du Gott, wie er Gott, wie er Geist, wie er Person und wie er Bild ist – alles das muss weg! ‚Wie denn soll ich ihn lieben?‘ – Du sollst ihn lieben, wie er ein Nicht-Gott, ein Nicht-Geist, eine Nicht-Person, ein Nicht-Bild ist; mehr noch: Wie er ein lauterer reines klares Eines ist, abgesondert von aller

¹ Predigt „Renouamini spiritu“ In: Meister Eckhart: *Werke* (im Folgenden abgekürzt: EW). Herausgegeben und kommentiert von Niklaus Largier, Übersetzungen von Josef Quint. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1993. Teil II, S. 191.

Zweiheit. Und in diesem Etwas sollen wir ewig versinken vom Etwas zum Nichts. Dazu helfe uns Gott. Amen.“²

Das Eine als das Ununterschiedene

Hören wir noch einmal die Formulierung Eckharts: „Du sollst ihn lieben, wie er ein Nicht-Gott, ein Nicht-Geist, eine Nicht-Person, ein Nicht-Bild ist; mehr noch: wie er ein lauterer reines klares Eines ist, abgesondert von aller Zweiheit.“

Wie lässt sich verstehen, was Eckhart hier sagt? Was meint er mit dem *lauteren, reinen, klaren Einen*, und wie kann eine Liebe zu Gott aussehen, die *abgesondert ist von aller Zweiheit*?

Was das Eine ist, bedenkt Eckhart unter dem Begriff des *Ununterschiedenen*.³

„Man muss aber wissen, dass ‚das Eine‘ dasselbe bedeutet wie das Ununterschiedene. Alle Unterschiedenen sind nämlich zwei oder mehrere, alle Ununterschiedenen aber sind eins. Hinwiederum gehört zur Natur Gottes die Ununterschiedenheit, zum einen, weil er unendlich ist, zum anderen, weil er nicht festgelegt ist auf die Bestimmungen und Grenzen irgendeiner Gattung oder irgendeines Seienden. Zur Natur des Geschaffenen aber gehört es, festgelegt und begrenzt zu sein, einfach deswegen, weil es geschaffen ist. Wer sagt, Gott sei Eines und Einer, will sagen, dass Gott ununterschieden von allem sei: das ist die Eigenschaft des höchsten Seins und seine überströmende Gutheit.“⁴

Zugleich aber gilt: „Alles, was sich durch Ununterschiedenheit unterscheidet, ist umso mehr unterschieden, je mehr es ununterschieden ist, es unterscheidet sich ja gerade durch seine Ununterschiedenheit.“⁵ Wie lässt sich das verstehen?

Ich versuche, den Gedanken Eckharts in eigenen Worten wiederzugeben. Das schlechthin Eine, das All-Eine, ist notwendig ununterschieden von allem, was ist, denn wäre es von irgendetwas unterschieden, wäre es nicht mehr das schlechthin Eine, sondern wäre mit dem von ihm Unterschiedenen zusammengenommen nur in einer Zweiheit zu fassen. Aber, so folgert Eckhart, zu beachten ist: Alles, von dem wir sagen, dass es ist, alles, was begrifflich gedacht werden und von anderem abgegrenzt werden kann, gewinnt seine Identität durch Unterschiedenheit. Nichts von dem, was wir existierend nennen, ist schlechthin ununterschieden. Alles, was existiert, hat gemeinsam, dass es als Unterschiedenes existiert. Das schlechthin Ununterschiedene unterscheidet sich daher gerade durch seine

² Predigt „Renouamini spiritu“, EW S. 191, 193.

³ Siehe hierzu Reiner Manstetten: *Esse est Deus. Meister Eckharts christologische Versöhnung von Philosophie und Religion und ihre Ursprünge in der Tradition des Abendlandes*. Freiburg/München: Karl Alber, 1993, S. 214–227.

⁴ Meister Eckhart, Kommentar zum Buch Sapientia (Weisheit Salomos, im Folgenden abgekürzt: In Sap.), in: Die lateinischen Werke (LW) Bd. II, S. 482.

⁵ In Sap., LW II, S. 490.

Ununterschiedenheit grundsätzlich von allem, was existiert. Dass das schlechthin Eine ununterschieden ist von der Sonne, dem Stein, dem Menschen oder dem Engel, dass es also sowohl Sonne als auch Stein, Mensch und Engel ist, gerade das unterscheidet es daher von Sonne, Stein, Mensch und Engel, die jeweils nur sind, was sie sind, indem sie jeweils alles andere nicht sind.

Solche Überlegungen mögen abstrakt und gewissermaßen abgehoben klingen, haben aber für Meister Eckhart eine wesentliche Bedeutung für die Lebensführung. Denn das Eine, als das Ununterschiedene, ist präsent in allem, was ist – aber nicht allem, was ist, ist ein Wissen, ein Bewusstsein oder nur eine Ahnung von dieser Präsenz gegeben. Wer dieses Wissen hat, ist, je tiefer und klarer dieses Wissen ist, umso mehr eins mit dem Einen: „Gott ist mir näher, als ich mir selbst bin; mein Sein hängt daran, daß mir Gott nahe und gegenwärtig sei. Er ist es auch einem Stein und einem Holze, sie aber wissen nichts davon. Wüßte das Holz und erkannte es, wie nahe er ihm ist, so wie der höchste Engel dies erkennt, so wäre das Holz ebenso selig wie der höchste Engel. Und darum ist der Mensch seliger als ein Stein oder ein Holz, weil er Gott erkennt und weiß, wie nahe ihm Gott ist.“⁶

Unter allen Wesen auf der Erde ist es der Mensch, der zu diesem Wissen berufen und aufgefordert ist, es in sich zu realisieren. Aber er kann an dieser Aufgabe scheitern bzw. sie erst gar nicht als seine Aufgabe wahrnehmen. Das bezeugt, Eckhart zufolge, der heilige Augustinus: „Und Augustinus, indem er zu Gott spricht, sagt: ‚Du warst mit mir, und ich war nicht mit dir.‘ ‚Du warst mit mir, weil du ununterschieden bist von allen, ‚ich war nicht mit dir, weil ich unterschieden bin, als irgendein Geschaffenes.“⁷

Die Aufgabe des Menschen ist es also, in seiner ganzen Lebensführung, denkend und handelnd, sich von allen Unterscheidungen zu lösen:

„Gott (ist) ungeschieden von allen Dingen, denn Gott ist in allen Dingen, da er ihnen inniger ist, als sie sich selbst sind. So ist Gott ungeschieden von allen Dingen. So soll der Mensch ungeschieden sein von allen Dingen, das heißt, dass der Mensch in sich selbst nichts sei und sich völlig entäußert habe; so ist er ungeschieden von allen Dingen und ist alle Dinge. Denn, soweit du in dir selbst nichts bist, so weit bist du alle Dinge und ungeschieden von allen Dingen. Darum: Soweit du von allen Dingen ungeschieden bist, so weit bist du Gott und alle Dinge, denn Gottes Gottheit liegt darin, dass er ungeschieden ist von allen Dingen.“⁸

Achten wir darauf, was Eckhart hier sagt: „Ungeschieden sein von allen Dingen, das heißt, dass der Mensch in sich selbst nichts sei und sich völlig entäußert habe (wörtlich: zemâle sîn selbes abegegangen sî).“ Wie aber „macht“ man das, in sich selbst „nichts zu sein“? Anscheinend gehören zu unserem Mensch-Sein wesentlich Unterscheidungen. Denken wir nur an die

⁶ Predigt „Scitote quia prope est regnum dei“, EW II, S. 33.

⁷ In Sap., LW II, S. 483.

⁸ Predigt „Ecce mitto angelum meum“, EW II, S. 143.

Unterscheidung „Ich / die Anderen / das Andere“. Ich bin Bürger dieses Staates und nicht jenes, Mitglied dieser Kirche und nicht jener. Ich bin nicht ein Anderer, ich bin nicht identisch mit dem, was auf mich trifft, ich bin nicht die Mücke, die mich sticht, auch nicht der Kollege oder Freund, der mir begegnet. Meine Gefühle, meine Wünsche, meine Überzeugungen und Ziele unterscheiden sich von denen anderer Menschen, und es macht gewissermaßen meine Identität aus, dass ich weiß, was ich will, in Abgrenzung zu den Interessen und Zielen der Anderen. Eben weil ich nicht dies und das bin, fehlt mir oft dies und das, oder aber, es wird mir zu viel, ich wäre es gerne los. In direktem Widerspruch zu diesem Anschein fordert Eckhart: „Hütet euch, dass ihr euch danach wahrnehmt, wie ihr dieser Mensch oder jener in irgendeiner Weise seid, sondern nehmt euch wahr nach der freien ungeteilten menschlichen Natur. (...) So scheidet euch von allem Nicht, denn das Nicht stiftet Unterschiedenheit. Wie? Das sollt ihr merken: Daß du *nicht* jener Mensch bist, dieses ‚nicht‘ macht Unterschiedenheit zwischen dir und jenem Menschen“.⁹

Egozentrität und Abgeschiedenheit

Hier ist die vielleicht wichtigste und wirkmächtigste Unterscheidung angesprochen, die unser menschliches Leben ausmacht. Der Mensch neigt normalerweise dazu, sich selbst ins Zentrum zu stellen und alles, was ihm geschieht und ihm zuteilwird, auf sein persönliches Ego beziehen. In der Unterscheidung von Ich und Nicht-Ich sowie in der Bevorzugung dessen, was ein Mensch als Person sich als das Seinige zurechnet, liegt die Wurzel der Gottferne des Menschen. Stets verhält er sich potenziell verneinend–begehrend, was er nicht hat, abweisend, was er nicht haben möchte. Eckhart bedenkt diese Haltung des Aneignens und Abstoßens mit dem mittelhochdeutschen Begriff *eigenschaft*. Damit ist eine Haltung des grundsätzlich Sich-zu-Eigen-Machens angesprochen. Wer sein Leben *mit eigenschaft* führt, achtet stets darauf: Was sind *meine* Interessen und Wünsche, was sind *meine* Ängste, was ist *mein* Vorteil, was ist *mein* Nachteil? *Mit eigenschaft* nimmt man die eigene Person auf eine unvergleichliche Weise wichtig – vor allen anderen. Der Philosoph Ernst Tugendhat hat eine solche Einstellung als *Egozentrität* bezeichnet.¹⁰

Egozentrität erscheint den meisten Menschen quasi natürlich. Ihre Wirkung aber ist potenziell destruktiv: Ein Mensch, der sich vor allem mit *seinen* Gefühlen, Sorgen, Wünschen und Interessen beschäftigt, schließt sich, je mehr er auf sich selbst fixiert ist, umso mehr ab gegen das Leben der Anderen und gegen den Ursprung des Lebens. Er lebt praktisch in Entgegensetzungen: Wer immer um sich besorgt ist, dem fehlt fast immer etwas, fast immer ist von anderem zu viel da. Es müssen viele, oft sehr viele

⁹ Predigt „Haec est vita aeterna“, EW II S. 493.

¹⁰ Ernst Tugendhat, Egozentrität und Mystik. Eine anthropologische Studie, C. H. Beck, München, 2003.

Bedingungen erfüllt sein, damit ein Mensch, dessen Einstellung von Egozentrität geprägt ist, genug hat und mit seinem Leben zufrieden ist. Vor allem aus der Entgegensetzung Ich / die Anderen resultiert, wie Eckhart behauptet, alle innere Unruhe und aller Unfriede des Herzens.¹¹

Eckhart lehrt demgegenüber: Die menschliche Natur ist nicht darauf angelegt, in Unruhe und Unfrieden zu bleiben. Anders als Holz, Steine und Tiere, ist sie in ihrem Grund und Wesen empfänglich für das Eine in seiner Ununterschiedenheit, sie ist ja laut Eckhart nichts anderes als diese Empfänglichkeit. So wie Jesus Christus eins mit dem Vater war, sind alle Menschen berufen, aus allen wirkmächtigen Unterscheidungen hervorzutreten und eins zu sein, eins mit dem Einen. Wer dieser Berufung Folge leisten will, muss sich in einer Haltung üben, die Meister Eckhart unter dem Titel *Abgeschiedenheit* bedenkt. Abgeschiedenheit ist für Eckhart die höchste Tugend, weil sie nicht nur die klassischen Tugenden Mäßigung, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Klugheit, sondern auch spezifisch christliche Tugenden wie Demut, Barmherzigkeit und Liebe in sich einschließt.

„Nun magst du fragen, was Abgeschiedenheit sei, da sie sogar edel ist in sich selbst? Hierzu sollst du wissen, daß rechte Abgeschiedenheit nichts anderes ist, als daß der Geist so unbeweglich stehe gegenüber allem anfallenden Lieb und Leid, Ehren, Schanden und Schmähung, wie ein bleierner Berg unbeweglich ist gegenüber einem schwachen Winde. Diese unbewegliche Abgeschiedenheit bringt den Menschen in die größte Gleichheit mit Gott. (...) Und du sollst wissen: Leer sein aller Kreatur ist Gottes voll sein und voll sein aller Kreatur ist Gottes leer sein.“¹²

Entleerung des Bewusstseins von allen Inhalten ist der Weg, der den Menschen zu Gott als dem ununterschiedenen Einen führt. Was aber bleibt dann? Eckharts provozierende Antwort: Nichts.

„Da nun das abgeschiedene Herz auf dem Höchsten steht, so muß dies auf dem Nichts (der Fall) sein, denn in *dem* liegt die größte Empfänglichkeit. Dafür nimm ein Gleichnis in der Natur: Will ich auf eine Wachstafel schreiben, dann kann nichts so edel sein, was auf der Tafel geschrieben steht, daß es mich nicht behindert, so daß ich nicht darauf schreiben kann: Will ich aber doch schreiben, so muß ich alles das tilgen und auslöschen, was auf der Tafel steht. Und die Tafel schickt sich mir nimmer so wohl zum Schreiben, wie wenn gar nichts auf der Tafel steht. Ganz ebenso muß, soll Gott auf das allerhöchste in mein Herz schreiben, alles aus dem Herzen herauskommen, was dies und das heißen kann, und ganz so steht es mit dem abgeschiedenen Herzen.“¹³

Hier ist anzumerken, dass Meister Eckhart zwar deutlich macht, dass Abgeschiedenheit der beständigen Übung bedarf, dass aber über die Art der

¹¹ Von ungelassenen Leuten, die voll Eigenwillens, sind, in: Die Reden der Unterscheidung (RdU), EW II, S. 339.

¹² Von Abgeschiedenheit (VA), in: EW II, S. 443.

¹³ VA, EW II; S. 453.

Übung keinerlei Hinweise in seinen Schriften zu finden ist. Ich persönlich habe durch die Praxis des Zen – genauer gesagt, Zazen: Sitzen in der Stille, Aufmerksamkeit auf das freie Fließen des Atems, Nichtbeachten aller Gedanken und Empfindungen – eine Vorstellung davon bekommen, was Entleerung des Bewusstseins von allen Bildern praktisch bedeuten kann. Eine solche Praxis ist jedoch keine Technik, denn Abgeschiedenheit ist nicht ein bestimmtes Ziel, das man durch den Einsatz dazu geeigneter Mittel, etwa besonderer Atemtechniken, erreichen könnte. Eckhart spricht hier vielmehr von Gnade – als einem Geschehen, dass sich aller Intentionalität und allem Machen entzieht. Die Übungspraxis aber bedeutet, alles einzusetzen, alle Kräfte des Leibes, der Seele und des Verstandes, um für dieses gnadenhafte Geschehen Bereitschaft zu entwickeln.

Aus der Abgeschiedenheit erwächst, Eckhart zufolge, wahre Gerechtigkeit: Gerecht sind die Menschen, „die alle Dinge von Gott als gleich hinnehmen, was immer es sei, groß oder klein, lieb oder leid, und zwar ohne Weniger oder Mehr, das eine wie das andere. (...) Nichts ist dem gerechten Menschen peinvoller und schwerer, als was der Gerechtigkeit zuwider ist: dass er nicht in allen Dingen gleich ist. (...) Wer sind die, die in solcher Weise gleich sind? Die nichts gleich sind, die allein sind Gott gleich. (...) Ihre eigene Ehre, ihren eigenen Nutzen und was immer das Ihre ist, das soll sie (die Seele, d.V.) nicht mehr beachten als das eines Fremden. Was immer irgendjemandes ist, das soll ihr weder fremd noch fern sein, es sei böse oder gut.“¹⁴

Dass der *abgeschiedene Geist* von Eckhart mit einem *bleiernen Berg* verglichen wird, darf nicht missverstanden werden. Abgeschiedenheit soll keineswegs zu Gefühlskälte und Gleichgültigkeit führen, denn das wäre, in der Ausdrucksweise des Jesus von Nazareth, Herzenshärte, also das Gegenteil von Liebe und Demut. Vielmehr muss der wahrhaft abgeschiedene Mensch durchaus berührbar bleiben oder vielmehr erst dazu gelangen, auf rechte Weise berührbar und ansprechbar zu werden. Eckhart verweist auf Jesus Christus und seine Mutter als Menschen, deren Leben zeigt, dass sie Abgeschiedenheit vollkommen verwirklicht haben. Das Menschsein eines jeden Menschen, also auch Jesu Christi und Mariae, umfasst, wie Eckhart im Anschluss an 2 Kor 4,16 lehrt, zwei Aspekte: den *inneren Menschen* und den *äußeren Menschen*. Im harmonischen Zusammenspiel beider Aspekte bewährt sich der gerechte Mensch. Für Jesus Christus und Maria gilt, dass sie nach der Seite des inneren Menschen stets in *unbewegter Abgeschiedenheit* standen, während ihr äußerer Mensch, d.h. was andere Menschen von ihnen zu Gesicht bekamen, Lust und Leid ausdrücken konnte und sie zugleich mit ihren Worten und Taten bezeugten, dass sie für Not und Sehnsucht der Menschen offen waren.

¹⁴ Predigt „Iusti vivent in aeternum“, EW I, S.79, 81, 83.

„Nun könnte einer sagen: Hatte Christus auch unbewegliche Abgeschiedenheit, als er sprach: ‚Meine Seele ist betrübt bis in den Tod‘, und Maria, als sie unter dem Kreuze stand, wo man doch viel von ihrer Klage berichtet – wie kann dies alles bestehen mit unbeweglicher Abgeschiedenheit? ... Nun war in Christus auch ein äußerer und ein innerer Mensch und ebenso in Unserer Frau; und was Christus und Unsere Frau je über äußere Angelegenheiten redeten, das taten sie nach ihrem äußeren Menschen, und (dabei) stand der innere Mensch in einer unbeweglichen Abgeschiedenheit. Und so auch redete Christus, als er sprach: ‚Meine Seele ist betrübt bis in den Tod‘ (Mt. 26,38); und bei allem, was immer Unsere Frau klagte und sonst wie redete, stand doch ihr Inneres allzeit in einer unbeweglichen Abgeschiedenheit. Und dazu nimm einen Vergleich: Eine Tür geht in einer Angel auf und zu. Nun vergleiche ich das äußere Brett der Tür dem äußeren Menschen, die Angel aber setze ich dem inneren Menschen gleich. Wenn nun die Tür auf- und zugeht, so bewegt sich das äußere Brett hin und her, und doch bleibt die Angel unbeweglich an ihrer Stelle und wird deshalb niemals verändert. Ebenso ist es auch hier, wenn du's recht verstehst.“¹⁵

Gerade die Beweglichkeit der Tür ist Zeichen dafür, dass sie gut eingehängt ist in eine Angel, die der Bewegung nicht im Geringsten nachgibt. So soll der Mensch wie die Tür, die aufgeht, sich schließt oder auch einen Spalt weit offenbleibt, Anstöße und Regungen von innen und außen sensibel wahrnehmen und angemessen darauf antworten, er soll offen sein für die Prozesse in seiner Seele und für die Bedürftigkeit aller Lebewesen, und er soll dennoch im tiefsten Innersten davon frei sein und gehalten bleiben wie die Angel, die der Tür Halt gibt, ohne dass irgendeine Bewegung der Tür etwas mit ihr machen könnte.

II) Eckharts Lehre vom Gebet

„Abgeschiedene Lauterkeit kann nicht beten“

Im Zen-Buddhismus gibt es keine Gottesvorstellung und, anders als in anderen buddhistischen Schulen, auch keine Praxis des persönlichen Gebets. Das erscheint konsequent für eine Lehre, die davon ausgeht, dass sowohl die individuelle Persönlichkeit als auch die letzte Wirklichkeit keinerlei Substanz haben. In der Sprache Eckharts: Im Ununterschiedenen gibt es weder Gott noch Mensch, ja, aus dieser Sicht mag man sogar bitten, wie Eckhart es an einer Stelle tut, *Gottes quitt* zu werden.¹⁶ Der oben erwähnte Philosoph Ernst Tugendhat, der selbst jede Vorstellung von Gott ablehnt, vor allem, wenn dazu das Moment der Persönlichkeit gehört, schlägt deswegen bei seiner Suche nach einem (bei ihm allerdings rein theoretisch konzipierten) Ausweg aus der Egozentrizität eine *nichtpersonale Mystik* vor, die er vor allem im Zen-Buddhismus verwirklicht sieht, wobei er in seine

¹⁵ VA, EW II; S. 447, 449, 451.

¹⁶ Predigt „Beati pauperes spiritu“, EW II S. 561.

Überlegungen Meister Eckhart zustimmend mit einbezieht. Tugendhats eigener Entwurf hinterlässt jedoch bei seinem Urheber ein gewisses Unbehagen, u.a. deswegen, weil er die Möglichkeit des Gebets ausschließt: „Was aus religiöser Perspektive an einer nichtpersonalen Mystik als unbefriedigend erscheinen muss, ist der Umstand, daß die Rücknahme des Ichhaften in der Mystik so radikal ist, dass es fast einem Ausgelöschtsein des Ichhaften statt seiner Relativierung gleichkommt...Der Mystiker kniet nicht mehr, er dürfte sich auch, wenn er konsequent wäre, nicht verbeugen. Geht damit nicht eine wesentliche Möglichkeit gerade des Sichzurücknehmens im Sichzusichverhalten verloren? ... Die religiöse Spannung zwischen mir bzw. uns und dem Gegenüber löst sich auf. (...) Für mich persönlich ist (dieser) Widerspruch besonders eindrücklich. Ich empfinde es als so viel hilfreicher, anstelle der neutralen taoistischen oder stoischen Auffassung, aus einer Haltung des bhakti (Knien vor, Andacht, Devotion, d.V.) heraus mich an Gott zu wenden und zu sagen ‚Dein Wille geschehe‘, dass ich mir diese Rede explizit verbieten muss, weil ich doch weiß, dass Gott nur ein Produkt meines Bedürfnisses ist, und dass ich also, wenn ich mich von ihm bestimmen ließe, in eine Selbstlüge bzw. in eine Halluzination geriete. (...) Gehen wir vom Phänomen des Gebetes und vom korrelativen Dank aus, so meine ich, dass das ein erstes Phänomen ist, auf das wir verzichten müssen, wenn wir nicht mehr glauben. Ich persönlich finde es schwer vorstellbar, dass Menschen nicht ein wesentlicher Aspekt ihres Lebens entgeht, wenn sie für ihr Leben und für das, was ihnen in ihrem Leben geschieht, nicht danken können.“¹⁷

Vom Bittgebet spricht Tugendhat hier nicht, er würde sich diese Form des Gebetes wohl erst recht verbieten müssen. Ich möchte dagegen die These aufstellen: Zumindest, wenn man von Meister Eckhart her denkt, gibt es, anders als Tugendhat annimmt, keinen Anlass, auf das persönliche Gebet zu verzichten. Das mag überraschen, denn es finden sich bei Eckhart nicht wenige Stellen, auf die Tugendhat sich für seine Ablehnung des Gebets durchaus berufen könnte. Hören wir die folgende:

„Nun frage ich wiederum: Was ist des abgeschiedenen Herzens Gebet? Darauf antworte ich wie folgt und sage: Abgeschiedene Lauterkeit kann nicht beten, denn wer betet, der begehrt etwas von Gott, was ihm zuteilwerden sollte, oder begehrt, daß Gott ihm etwas abnehme. Nun begehrt das abgeschiedene Herz gar nicht, es hat auch gar nichts, dessen es gerne ledig

¹⁷ Ernst Tugendhat, Über Religion, in: Ernst Tugendhat, Anthropologie statt Metaphysik. Beck'sche Reihe, München 2010, S. 198 f., 200, 198. Vgl. hierzu: Reiner Manstetten, Die Heilsamkeit des Gebets. Warum Ernst Tugendhats Gründe, auf das Gebet zu verzichten, nicht ohne Widerspruch bleiben dürfen, in: Klaus Jacobi (Hrsg.), Mystik, Religion und intellektuelle Redlichkeit. Nachdenken über Thesen Ernst Tugendhats, Verlag Karl Alber, Freiburg, 2012, S. 72-97.

wäre. Darum steht es allen Gebets ledig, und sein Gebet ist nichts anderes als einförmig zu sein mit Gott.“¹⁸

Demgemäß nimmt Eckhart Distanz zum gewöhnlichen Bittgebet: „Wenn ich Gott um etwas bitte, dann bitte ich um nichts, wenn ich um nichts bitte, dann bitte ich recht. Wenn ich da vereint bin, wo alle Dinge gegenwärtig sind, die vergangen und die jetzt und die zukünftig sind, da sind sie alle gleich nahe und gleich eins, sie sind alle in Gott und alle in mir. Da braucht man an keinen Konrad oder Heinrich zu denken. Wenn man um etwas anderes als nur um Gott bittet, dann mag man das einen Abgott heißen oder etwas Unrechtes. Wenn ich für niemanden und um nichts bitte, dann bitte ich allereigentlichst.“¹⁹ Auch für jemand anderen zu beten ist nicht angemessen: „Die Leute sagen oft zu mir: ‚Bittet für mich!‘ Dann denke ich: ‚Warum geht ihr aus! Warum bleibt ihr nicht in euch selbst und greift in euer eigenes Gut? Ihr tragt doch alle Wahrheit wesenhaft in euch. Dass wir in solcher Weise wahrhaft drinnen bleiben mögen, dass wir alle Wahrheit unmittelbar und ohne Unterschiedenheit in rechter Seligkeit besitzen, dazu helfe uns Gott! Amen.“²⁰

Alle diese Formulierungen legen nahe: Wer ganz eins mit dem Einen im Einen ist, dem fehlt nichts, und es gibt dort weder die dankende oder bittende Person noch ein Gegenüber, dem sie danken könnte oder dass sie um etwas bitten könnte, denn ein solches Gegenüber würde ja Zweiheit implizieren.

Persönliches Gebet – Warum?

Aber wenn wir uns daran erinnern, was Eckhart über das Eine als das Ununterschiedene sagt, dann können wir uns klarmachen, dass dieses Eine, das als Ununterschiedenes ganz eins ist mit allem, was ist, sich paradoxer Weise eben deswegen als ein Gegenüber, ja, als das Gegenüber schlechthin erweist. Ich sagte, dass alles, was seine Identität aus seinem Unterschiedensein bezieht, vom Ununterschiedenen unendlich mehr unterschieden sei als von anderem Unterschiedenen. Und da der Mensch, auch wenn er sich im Innersten als eins mit dem Einen erfahren sollte, aufgrund der Dimension des äußeren Menschen (ohne die der Mensch gar nicht Mensch wäre) sein Leben auch und wesentlich in der Unterschiedenheit lebt, muss er Unterschiedenes ernst nehmen und sich selbst als ein von anderen unterschiedenes Wesen ernst nehmen. Wenn der Mensch ganz Mensch ist, ist er selbst für alle anderen Wesen personales Gegenüber und öffnet sich zu Gott hin als einem personalen Gegenüber. Diese Öffnung steht zwar immer im Horizont der Überschreitung der Zweiheit, aber der Prozess der Überschreitung, der Zweiheit voraussetzt, hat seinen Eigenwert.

¹⁸ VA.

¹⁹ Predigt „Deus caritas est et qui manet in caritate in deo...“, EW I, S. 681.

²⁰ Predigt „In hoc apparuit gratia die“, EW I, S. 75.

Vor dem Hintergrund solcher Überlegungen wird verständlich, dass für Eckhart jedes ernsthafte Gebet, jede ernsthafte Bitte, die sich an Gott richtet, ihren unendlichen Wert hat: „Gott sah in seinem ersten ewigen Anblick – wenn wir einen ersten Anblick da annehmen sollten – alle Dinge an, so wie sie geschehen würden, auch das geringste Gebet und gute Werk, das jemand verrichten würde, ... er sah, dass du ihn morgen mit Ernst anrufen und bitten willst, und dieses Anrufen und Gebet wird Gott nicht morgen erhören, denn er hat es in seiner Ewigkeit erhört, ehe du je Mensch wurdest.“²¹

Was Eckhart hier formuliert, ist eine Begründung der Ermahnung des Jesus von Nazareth zum Bittgebet: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan.“²² Für Eckhart ist Gott nicht eine Instanz, die ihre Entschlüsse im Zeitverlauf etwa aufgrund eines frisch eingegangenen Bittgebets ändert, sondern eine Wirklichkeit, in der alle Sorge, Hoffnung, Furcht und Sehnsucht der menschlichen Kreatur von Anfang und immer schon geborgen ist. Aber um diese Geborgenheit zu erfahren, muss der Mensch seine Sorge, Hoffnung, Furcht und Sehnsucht gegenüber dem personal Einen ausdrücken und auf das Eine hin orientieren. Erst in diesem personalen Sich-Ausdrücken kann dem Menschen zu Bewusstsein kommen, dass es für den Einen im Einen keine Zeit gibt. Eckhart meint ja mit der Formulierung, *ehe du je Mensch wurdest*, nicht etwa, dass das Gebet bereits in einer Zeit vor dem Zeitpunkt, zu dem es ausgesprochen wurde, erhört worden ist. Sondern da es in der Ewigkeit keine Zeit gibt, ist alles Vergangene und Zukünftige eins im ewigen Jetzt. Eben im Aussprechen ihres Gebetes überlässt sich die betende Person einer Wirklichkeit, zu der sie betet im Vertrauen darauf, dass diese Wirklichkeit ihrem Beten immer schon zugekommen ist.

Für die Kraft des Bittgebetes bietet Eckhart ein prominentes Zeugnis aus der Bibel, nämlich das Bitten des Moses im 32. Kapitel des Buches Exodus. Schauen wir auf den Kontext: Das Volk Israel ist seinem Gott untreu geworden und hat sich in der Gestalt des goldenen Kalbes ein Bild von dem bildlosen Einen gemacht. Moses erfährt von Gott, was vorgefallen ist. In Exodus 32, 9–11 heißt es: „Dann sprach der Herr zu Mose: ‚Ich habe dieses Volk gesehen, und sieh, es ist ein halsstarriges Volk. Und nun lass mich, dass mein Zorn gegen sie entbrenne und ich sie vernichte. Dich aber will ich zu einem großen Volk machen. ‘“ Moses aber lehnt dieses Angebot ab, lieber will er sterben, als dem Untergang seines Volkes zustimmen. Und auf das Bitten des Moses hin verschont Gott das Volk Israel. Meister Eckhart gibt das Geschehen in einer Predigt folgendermaßen wieder: „Ich habe ein Wörtlein gesprochen, und das lautet zu Deutsch: ‚Moses bat Gott seinen Herrn: Herr, warum zürnt dein Grimm gegen dein Volk. ‘ Da antwortete ihm

²¹ VA, EW II, S. 445.

²² Mt 7,7.

Gott und sprach: ‚Moses, lass mich zürnen, gewähre mir das, erlaube mir das, vergönne mir das, gestatte mir das, dass ich zürne und mich räche an dem Volke.‘ Und Gott verhiess dem Moses und sprach: ‚Ich will dich erhöhen und will dich groß machen und will dein Geschlecht ausbreiten und will dich zum Herrn machen über ein großes Volk.‘ Moses aber sprach: ‚Herr, tilge mich aus dem Buche der Lebenden oder verschone das Volk.‘²³

Wie kann es geschehen, dass Gott seine Entscheidung zurücknimmt, so mag man als Leser der Bibel fragen? Und weiter kann man fragen: Wie kann Eckhart, der Denker des Ununterschieden-Einen, dieses biblische Geschehnis beschreiben, ohne in vereinfachte, anscheinend überwundene Gottesbilder zurückzufallen? Eckhart kommentiert:

„Es ist eine sichere und eine notwendige Wahrheit: Wer immer seinen Willen Gott gänzlich hingibt, der fängt Gott und bindet Gott, so dass Gott nichts vermag, als was der Mensch will. (...) So gänzlich war des Moses Wille Gottes Wille geworden, dass Gottes Ehre an dem Volke ihm lieber war als seine eigene Seligkeit. Gott gab dem Moses eine Verheißung, aber er achtete dessen nicht, ja, hätte er ihm seine ganze Gottheit verheißen, Moses hätte es ihm nicht zugestanden. Moses vielmehr bat Gott und sprach: Herr, tilge mich aus dem Buche der Lebenden. Meister stellen die Frage: Liebte Moses das Volk mehr als sich selbst, und sagen: Nein! Denn Moses wusste wohl, dass, wenn er Gottes Ehre an dem Volke suchte, er damit Gott näher war, als wenn er Gottes Ehre an dem Volke preisgegeben und seine eigene Seligkeit gesucht hätte.“²⁴

Das ununterschiedene Eine ist nicht einfach Auslöschung von Differenz, sondern Raum für personale Beziehung. Das drückt Eckhart auch in einem Text aus, worin es um das Innewerden eigener Verfehlung geht. Gerade für den Umgang mit Schuld ist die personale Hinwendung zu Gott unabdingbar, und an dieser Stelle spricht Eckhart von Gott wie aus der Intimität persönlicher Vertrautheit mit einem guten Freund: „Je schwerer man die Sünde anschlägt, um so bereiter ist Gott, die Sünde zu vergeben, zur Seele zu kommen und die Sünde zu vertreiben; ist doch ein jeder am meisten beflissen, das abzutun, was ihm am meisten zuwider ist. Und je größer und je schwerer die Sünden sind, um so unermesslich lieber vergibt sie Gott und umso schneller, weil sie ihm zuwider sind. Und wenn dann die göttliche Reue sich zu Gott erhebt, sind alle Sünden bald verschwunden im Abgrund Gottes, als ich mein Auge zutun könnte, und sie werden dann so völlig zunichte, als seien sie nie geschehen, dafern es nur eine vollkommene Reue wird.“²⁵

„Gott vergibt die Sünden um so lieber, je schwerer sie sind – weil sie ihm zuwider sind.“ Hier äußert sich nicht der Philosoph und Theologe, der die Lehre vom Einen als dem Ununterschiedenen präsentiert, sondern ein Beter

²³ Predigt „Moyses orabat dominum suum“, EW I, S. 285.

²⁴ Ibid. EW I, S. 287, 289.

²⁵ Von zweierlei Reue, in: RdU, EW II, S. 375.

und Seelsorger, der ohne diese Lehre zu relativieren, in ihr eine personale Dimension aufspürt. Das transpersonal Eine wird zu dem personal Einem, der alles Trennende zunichtemacht – wenn man sich ihm ganz anvertraut.

Das rechte Beten

Wie also sollen wir, Meister Eckhart zufolge, beten? Eine Antwort darauf findet sich in dem kleinen Traktat „Vom allerkräftigsten Gebet und vom allerhöchsten Werk“. Dort heißt es:

„Das kräftigste Gebet und nahezu das allmächtigste, alle Dinge zu erlangen, und das allerwürdigste Werk vor allen ist jenes, das hervorgeht aus einem ledigen Gemüt. Je lediger dies ist, umso kräftiger, würdiger, nützlicher, löblicher und vollkommener ist das Gebet und das Werk. Das ledige Gemüt vermag alle Dinge. Was ist ein lediges Gemüt?

Das ist ein lediges Gemüt, das durch nichts beirrt und an nichts gebunden ist, das sein Bestes an keine Weise gebunden hat und in nichts auf das Seine sieht, vielmehr völlig in den liebsten Willen Gottes versunken ist und sich des Seinigen entäußert hat. Nimmer kann der Mensch ein noch so geringes Werk verrichten, das nicht hierin seine Kraft und sein Vermögen empfinde. So kraftvoll soll man beten, daß man wünschte, alle Glieder und Kräfte des Menschen, Augen wie Ohren, Mund, Herz und alle Sinne sollten darauf gerichtet sein; und nicht soll man aufhören, ehe man empfinde, daß man sich mit dem zu vereinen im Begriffe stehe, den man gegenwärtig hat und zu dem man betet, das ist: Gott.“²⁶

Rechtes Beten fordert „alle Glieder und Kräfte des Menschen, Augen wie Ohren, Mund, Herz und alle Sinne“ darauf auszurichten, es fordert also den ganzen Menschen. Und ein solches Beten sollte es ein unablässiges, alle Lebensvollzüge durchdringendes Tun sein, oder eher eine ständig präsente Weise des Daseins, gemäß dem Wort des Paulus: Seid allezeit fröhlich, betet ohne Unterlass, seid dankbar in allen Dingen; denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus für euch.²⁷ Das eigentliche Beten aber ist ein Loslassen, ein Ledig-Werden oder ein Sich-Entledigen, bis man *sich des Seinigen völlig entäußert hat*. Positiv gesagt, solches Beten ist ein *Versunken-Sein in den liebsten Willen Gottes*. Jedoch ist ein derartiges Beten nicht nur das Schweigen des Versunken-Seins, sondern auch Geste, Wort, Gesang. Zum persönlichen Bittgebet gehört auch, auszudrücken all das, was diesem Versunken-Sein entgegensteht – zur Sprache gebracht und gleichsam Gott dargebracht, kann solcher Ausdruck zur Befreiung von allem, was die Freiheit und Ledigkeit des Bewusstseins hemmt, verhelfen. Aber als Ausgedrücktes hat auch das Hindernde sein eigenes Recht, denn es wandelt sich im Ausdruck zu einer Station auf dem Weg des Menschen zum Einem. Ohne solche Stationen wäre das Eins-Sein mit dem Einem tot, würde ihm das Leben, das Prozesshafte, fehlen.

²⁶ RdU, EW II, S. 337.

²⁷ 1. Thessalonicher, 5, 16–18.

Ich interpretiere dieses persönliche Beten als einen oft heilsamen und wohltuenden, nicht selten aber auch mühsamen und schmerzhaften, wohl lebenslang dauernden Prozess, worin der Mensch in Dank und Bitte seine Sorgen, Hoffnungen, seine Sehnsucht, sein Glück und Leid anspricht und ausspricht, um all das zugleich einer Wirklichkeit zu überlassen, die frei von allen zeitlichen Belangen, frei vom Kommen und Gehen vergänglicher Gefühle und Gedanken ist. Vorbild eines solchen Betens ist Jesus von Nazareth, der in Getsemani seine kreatürliche Angst und Traurigkeit ausspricht und sich zugleich davon löst, indem er alles dem Willen des Vaters anvertraut: „Mein **Vater, wenn es möglich** ist, gehe dieser **Kelch** an mir vorüber. Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst“ (Mt 26,39).

Abschließende Überlegungen

„Wenn ich Gott um etwas bitte, dann bitte ich um nichts, wenn ich um nichts bitte, dann bitte ich recht. Wenn ich für niemanden und um nichts bitte, dann bitte ich allereigentlichst.“²⁸ Ist das nicht Überforderung – zumindest für normal veranlagte Menschen, auch wenn sie eine religiöse Orientierung hin zum Einen haben? Eckhart ist, alles in allem, so schnell bei dem Einen, dass seine Worte zumindest so, wie sie dastehen, es ein wenig an Sensibilität für kreatürliches Leid und kreatürliche Not des Menschen fehlen lassen. Sollen wir Gott nicht darum bitten, dass der Krieg in der Ukraine aufhört und die russischen Truppen das Land verlassen? Sollen wir Gott nicht darum bitten, dass er dem Leid der Menschen dort ein Ende macht? Wenn ein mir nahestehender Mensch an Krebs erkrankt, ist es unrecht, ihn ins Gebet einzuschließen und ihm Heilung zu wünschen? Was war mit den Kranken, die Jesus von Nazareth bat, er möge sie gesund machen? Eckharts Antwort darauf lässt sich vielleicht aus den folgenden Formulierungen entnehmen:

„Wir machen Gott Tag und Nacht taub und sprechen: ‚Herr, dein Wille werde´. Und wenn dann Gottes Wille geschieht, so zürnen wir, und das ist gar unrecht. Wenn unser Wille Gottes Wille wird, das ist gut; wenn aber Gottes Wille unser Wille wird, das ist weit besser. Wenn dein Wille Gottes Wille wird und du dann krank bist, so würdest du nicht gegen Gottes Willen gesund sein wollen, wohl aber würdest du wollen, es möchte Gottes Wille sein, dass du gesund wärest. Und wenn es dir übel geht, so würdest du wollen, es möchte Gottes Wille sein, dass du gesund wärest.“²⁹ Eckhart hält diese Willenseinstellung, den Wunsch, dass unser Wille Gottes Wille wird, durchaus für akzeptabel, er nennt ihn ja *gut*, aber seine Bewertung hat den Unterton: Man muss es passieren lassen, weil die Menschen nun einmal so sind, in ihrer kreatürlichen Schwäche. Was wäre für Eckhart die rechte Willenseinstellung? „Wird hingegen Gottes Wille dein Wille, und bist du dann

²⁸ EW I, S. 681, s.o.

²⁹ Predigt „Moyses orabat dominum suum“, EW I, S. 287.

krank – in Gottes Namen! Stirbt dein Freund – in Gottes Namen!“³⁰ Ich muss sagen, das geht mir zu schnell. Was Eckhart da sagt, mag in einer sehr tiefen, aber wie Eckhart selbst weiß, nur selten sich ereignenden Erfahrung des Eins-Seins mit dem Einen unmittelbar einleuchten. Es kann aber außerhalb solcher Erfahrungen eine Art Selbsttäuschung werden, dann nämlich, wenn man sich einredet, man könne über das Schmerzlichste einfach so wegkommen.

Ich möchte dagegenhalten: Die Gebete der Kranken um Genesung oder der Freundin, der Freund möge nicht sterben, sind nicht nur, wie Eckhart sagt, irgendwie auch gut. Es ist vielmehr notwendig, sie aus ganzen Herzen heraus auszusprechen und mit aller Lebenskraft vor Gott, den Einen, zu tragen. Ich meine, dass dieser Schritt nicht übersprungen werden darf, etwa, weil man sich einbildet, man habe seine kreatürlichen Schwächen, Wünsche und Nöte schon hinter sich gelassen. All das auszusprechen im Angesicht Gottes ist nötig, immer wieder neu. Erst dann sind wir – vielleicht – bereit zu erfahren, dass auch das, was uns im Persönlichsten trifft, nicht dauerhaft fesselt. Das Aussprechen dieses uns Treffenden kann sich dann transformieren: Zu einem Anvertrauen und Abgeben all dessen, was uns bedrängt. Erst wenn ein Mensch diesen Schritt vollzogen hat und stets neu vollzieht, kann er, wie mir scheint, für das eigentliche Anliegen Eckharts offen werden. Dieses Anliegen ist dann allerdings ein zutiefst menschliches Anliegen: Eine Person, die wahrhaft bittet, stellt an Gott keine bestimmte Forderung, deren Erfüllung zu erwarten ist, sondern gibt sich mit allem, wovor sie sich ängstet oder wonach sie sich sehnt, der Wirklichkeit anheim, die sie als Du anspricht, und überlässt es ihr, was aus der Bitte wird – im Vertrauen darauf, dass die angesprochene Instanz im Wesen Liebe ist, unendlich nahe Liebe. Das bedeutet aber: Man darf sich betend und bittend nicht auf den konkreten Inhalt seiner Bitten versteifen, sich nicht auf seine kreatürliche Begrenztheit fixieren, nicht seine Wünsche und Ängste zum Maß aller Dinge machen. Denn dann würde man in seiner Egozentricität, in der Sprache Eckharts, der *eigenschaft* verharren. Tut man dies, dann freilich muss man sich die Kritik Eckharts gefallen lassen: „Wisse, wenn immer du irgendwie das Deine suchst, so findest du Gott nimmer, weil du nicht Gott ausschließlich suchst. Du suchst etwas mit Gott, und tust gerade so, wie wenn du aus Gott eine Kerze machtest, auf dass man etwas damit suche; und wenn man die Dinge findet, die man sucht, so wirft man die Kerze weg. Ganz so tust du: Was immer du mit Gott suchst, das ist nichts, was es auch sei, sei’s Nutzen oder Lohn oder Innerlichkeit oder was es auch sei; du suchst ein Nichts, darum findest du auch ein Nichts.“³¹

Alles Bitten zielt im Letzten auf ein Ja, ein Einverständnis mit dem, was ist, mit dem, was geschieht. Was diesem Ja entgegensteht, wird die betende Person Gott als einem Abgrund an Liebe und Barmherzigkeit anvertrauen,

³⁰ Predigt „Moyses orabat dominum suum“, EW I, S. 287.

³¹ Predigt „Omne datum optimum et omne donum perfectum desursum est“, EW I, S. 53.

an dessen Tiefe, was wir immer wünschen und besorgen mögen, nicht heranreichen kann.

Wenn wir unser Bitten, wenn wir unsere menschlichen Wünsche und Sorgen vor Gott tragen, dann nicht, damit sie erfüllt werden, so wie wir es uns vorgestellt haben. Wir geben vielmehr unsere Wünsche und Ängste ab, wir lösen uns von allem, um das wir gebeten haben, um es verwandelt zu empfangen und selbst in diesem Empfangen verwandelt zu werden. Wenn Jesus sagt „Bittet, so wird euch gegeben!“, dann meint er damit wohl kaum, dass uns stets das gegeben wird, worum wir gebeten haben, sondern eher, dass unser Bitten, wenn es echt ist, nicht an den erbetenen Gaben haftet, sondern uns empfänglich machen wird für das, was uns gegeben wird, was immer es sei. Was uns aber gegeben wird, ist, wenn wir recht empfangen, Anteil an der Fülle des Einen, ist das, was uns im Innersten immer schon gegeben ward, was wir aber stets neu in jeder Gegenwart annehmen sollten, als sei es uns zum ersten Male zugeignet.



IV. Gespräch zwischen Eckhart, Nancy und Hakuin Ein Christ und ein Buddhist treffen sich

von Klaus-Werner Stangier,
Bergisch Gladbach

Nancy:

Herzlich willkommen! Ich darf mich kurz vorstellen: Mein Name ist Nancy, ich habe mich aus meinem Kloster beurlauben lassen und verdiene zurzeit meinen Lebensunterhalt in meinem früheren Beruf als Stewardess. Ich freue mich, die Begegnung zwischen Ihnen, Meister Eckhart, und Ihnen, Meister Hakuin, moderieren zu dürfen.

Meister Eckhart! Sie haben eingeladen. Sie sind gerade mal nicht unterwegs, um Ordenskonvente zu visitieren und nach dem Rechten zu schauen. Sie sind ja auch viel beschäftigt mit auswärtigen Vorlesungen und Seminaren.

Ihr Gesprächspartner hier an meiner Seite, Meister Hakuin. Wie soll ich Sie vorstellen? Sie sind Künstler, Sie zeichnen und schreiben, haben Literatur und Kalligrafie studiert und prägen maßgebend die Übungen und das Selbstverständnis des Zen-Buddhismus. Sie sind Japaner und sind vertraut mit der religiösen Situation Ihrer Zeit. Und mit sich selbst haben Sie extreme Experimente durchgeführt. Wenn ich mir klar mache, in welchen Zeiten Sie beide leben, dann wird mir klar, dass gut 400 Jahre zwischen Ihnen liegen.

Meister Eckhart, Ihr Todesdatum ist nicht exakt bekannt, es reicht in die Zeit Ihrer Reise nach Avignon zum Prozess. Sie waren angeklagt wegen einiger gewagter Äußerungen. Was Sie denken und verkünden, gefällt vor allem der Hierarchie der Kirche nicht; Sie werten den Einzelnen und seine Gott-Unmittelbarkeit auf und mindern so die Bedeutung der Institution. 1328 ist ein Datum für Ihren Tod, dies Datum wird immer wieder genannt.

Bitte, Meister Eckhart, Sie haben das Wort.

Das heißt, eine Bitte zuvor: Könnten Sie beide einen Satz oder ein Wort sprechen, das für Ihre Position typisch ist?

ME: Sie hatten mich angesprochen, mein Satz: Eine Jungfrau, die ein Weib ist!

Nancy: Und Sie, Meister Hakuin?

HA: Die Blumen blühen, wie sie blühen.

Nancy: Na, Ihre Äußerungen benötigen ja noch einige Erklärungen, ich hoffe, dass Sie beide uns die noch liefern.

ME: Hakuin, ich freue mich, dass Sie gekommen sind. Sie erfüllen mir einen lang gehegten Wunsch, mich mit den spirituellen Erfahrungen der Menschen im Fernen Osten zu befassen. Ich möchte das nicht nur tun auf dem Weg theoretischer Abhandlungen, lieber, wie jetzt, von Angesicht zu Angesicht. Aber bevor wir uns Themen zuwenden, Hakuin, erzählen Sie mir doch etwas über Ihr Leben. Ich muss Ihnen direkt sagen, dass mir meine Kindheit im Osten Deutschlands, in der Nähe von Erfurt, weitgehend unbekannt ist.

Eine große Rolle jedoch hat meine Herkunft aus einem ritterlichen Geschlecht gespielt. Meine Vorfahren waren als Ritter freie Menschen, sie trugen Waffen und konnten sich ungehindert bewegen. Ganz im Unterschied zum Großteil der Bevölkerung, die Menschen, waren meist Leibeigene, sie waren völlig von ihrer Herrschaft abhängig.

Ich war ein wissbegieriger Junge und knüpfte bald Kontakt mit den Dominikanern in Erfurt. Die Klöster waren in jener Zeit die Zentren des Wissens, der Kultur und Spiritualität.

Das hat sich allerdings im Lauf meines Lebens geändert. Immer mehr Menschen zogen in die Städte, die auch durch die Handwerker und Lagerhäuser an Bedeutung zunahmen. Es entstanden Kathedralschulen, die für Studenten und Lehrer attraktiv wurden. Die Städte konnten die Handschriften bedeutender Autoren erwerben, und so entstanden allmählich Universitäten. Erfurt, Köln, Straßburg, Paris sind für mich wichtige Orte. Ich habe an diesen Orten auch Vorlesungen und Seminare gehalten.

HA: Vielen Dank, ich merke schon, Sie leben in einer Welt, in der Bücher eine große Rolle spielen. Mich in einer christlichen Mönchszelle vorzufinden, hätte ich mir in jungen Jahren nicht träumen lassen, wenn ich mich so umsehe, ein ganz ungewohnter Anblick – und bei näherem Hinsehen doch nicht so fremd. Mir gefallen die Einfachheit und Klarheit des kleinen Raums. Sie erinnert mich an mein eigenes Kloster Shoin-ji. Ich erzähle ihnen gerne aus meinem Werdegang.

In meinem Geburtsort Hara, unterhalb des Fuji, hörte ich als Junge in dem lokalen Tempel die Ansprache des Priesters Shonin: Die Leute kamen von überall aus der Umgebung des Dorfes, um ihm zuzuhören. Sie strömten wie Wolken herbei. Ich ging mit meiner Mutter hin. Wir hörten, wie er die Qualen in jeder der sogenannten *Acht Brennenden Höllen* bis ins kleinste Detail beschrieb. Mein ganzer Körper zuckte in Todesangst.

Die Angst vor den Qualen der Hölle war für die kommenden Jahre der Motor meines Handelns. Ich bedrängte meine Mutter: „Wenn du irgendetwas dazu weißt, dann sag mir das bitte!“ Mir wurde aber langsam klar, dass sie, obschon sie vorgab, Hilfe zu kennen, auch keine Antwort wusste.

ME: Das war ja eine furchtbare Angst, hatten Sie keine Möglichkeit, mit Ihrem Vater zu sprechen?

HA: Nein, ich war allein damit. Mein Vater war ein pragmatischer Mann. Meine Angst aber war zutiefst existenziell. Ich griff zu, als die Mutter sagte: "Du musst immer die Gottheit des Kitano-Schreins verehren."

Nancy: Was können wir uns unter einem Schrein vorstellen? Ein Tempel?

HA: Der Kitano-Schrein verweist auf die Ursprungsreligion in Japan, den Shintoismus. Wir Buddhisten sprechen vom Tempel. Nun, der erwähnte Schrein ist der Gottheit des Büffels geweiht. Ich persönlich bin unter dem Zeichen des Büffels geboren, mein junges Herz war damals zu allem bereit. Ich stand jede Nacht um 2.00 Uhr auf, zwei Uhr ist die Stunde des Büffels, und ich rezitierte unter Verneigungen das Tenjin-Sutra, um den Qualen des Höllenfeuers zu entkommen. Da trat mein Vater dazwischen und kritisierte mich: „Du brennst nachts unnötig Licht, außerdem brauchst du deinen Schlaf, Marsch ins Bett.“ Er hatte kein Verständnis für meine seelische Not.

Nancy: Entschuldigung, wenn ich noch einmal dazwischenkomme, ich glaube, nicht allen ist vertraut, was ein Sutra ist.

HA: Sutren sind einprägsame Lehrtexte. Meist haben sie keinen Adressaten. In gewissem Sinn sind es besinnliche und aufbauende Texte, die wir rezitieren.

ME: Schrecklich, was Sie da als Junge mitgemacht haben. Es erinnert mich an Predigten hier in Europa, wo eine ganze Reihe von Predigern sich fast wie in einem Wettstreit bemüht haben, durch die Schilderung der Qualen des Höllenfeuers Menschen auf den rechten Weg zu bringen.

HA: Es hat lange gedauert, bis ich die Angst loswerden konnte. Sie blieb viele Jahre der Motor in meinem Leben. Ich wurde bald darauf Buddhist, als ich hörte, Buddha sei mächtiger als die Shinto-Gottheit. Damals war ich 14 Jahre alt und ich begann als Assistent von Nyoka Roshi meine Ausbildung zum buddhistischen Priester.

Mit 18 Jahren hörte ich bei einer Versammlung von Mönchen, wie ein bekannter Lehrer, jemand, der, wie wir sagen, nur alle 500 Jahre geboren wird, Opfer von Banditen geworden ist. Sie haben ihn überfallen und ausgeraubt.

Diese Nachricht hat mir fast den Boden unter den Füßen weggezogen, und ich fiel ins Grübeln. Wenn solch ein berühmter buddhistischer Priester und außerordentlicher Mensch nicht gegen Banditen geschützt ist, wie könnte dann ich, ein gewöhnlicher Mönch, hoffen, nach meinem Tod nicht in die Drei Höllen zu fallen? Erschüttert stellte ich fest, dass ein buddhistischer Mönch die nutzloseste Kreatur auf dieser Erde sein muss. Mir wurde klar, ich bin am Ende meiner spirituellen Suche angelangt.

Ich habe die Konsequenzen gezogen und bin aus dem Kloster ausgetreten. Es gab keinen Grund mehr, im Kloster zu bleiben und weiterhin als Mönch zu leben: Ich beschloss, Kalligrafie und Poesie zu studieren. Das Studium machte mir Freude, aber meine Vergangenheit ließ mich nicht los.

So beschloss ich eines Tages, mit Freunden eine Pilgerreise zu machen, die uns zum Baos-Tempel führte. Bao, bekannt als das Wilde Pferd von Mino war von Natur aus hart und scharf wie ein Feuerstein, rau und rücksichtslos, ein furchterregender Priester. Er versprühte sein Gift an alle.

ME: „Er versprühte sein Gift an alle“, wie kann ich das verstehen?“

HA: Das ist doch klar, Gift vertilgt Unkraut: das Unkraut der verdrehten Gedanken, all diese Konstrukte und fantastischen Vorstellungen der Menschen. Mönche, die so mutig waren, sich ihm anzuschließen und einige Zeit mit ihm lebten, machten sich kurz darauf auf und davon, ich aber blieb, übte Zazen, ich saß still und konzentrierte mich auf meinen Atem und verrichtete die täglichen Arbeiten.

Ich steigerte meine Übungen und begann, mich Tag und Nacht gnadenlos anzutreiben. Da fiel ich aufgrund der harten und beständigen Anwendung meiner Übung in ein schwarzes tiefes Loch. Ich nahm meine Umgebung nicht mehr wahr, auf dem Weg nach Hause hatte ich den Eindruck, dass die Straße und die Bäume sich bewegten und nicht ich. Und ich enttäuschte

auch meine Familie. Ich konnte nicht artikuliert sprechen. Sie warfen mir vor: „Du hast dich in unguter Weise verändert.“ Sie beschimpften mich als einen "komischen Vogel." Immer wieder aber habe ich mich damals auch in die Einsamkeit zurückgezogen, um ungestört üben zu können – auch um mich zu erholen von der Auseinandersetzung mit einer Unzahl von verantwortungslosen Priestern.

Die spirituelle Lage ist zurzeit desaströs. Während wahre Himmelhönixe sich hungernd im Schatten herumdrücken müssen, beherrscht ein unausstehlicher Schwarm von Eulen und Raben, mollig und dickbäuchig, den Hühnerstall. Sie merken, Eckhart, ich bin so enttäuscht und erbost über den Zustand meiner Kollegen.

Die Menschen sind ihnen egal. Die Menschen bleiben allein, sie bleiben gefangen in der dualen Welt, sie sind nicht in der Lage zu tun, was sie wollen, sie suchen die Lebensfreude im Sakeraus und Zufriedenheit in vollen Reisbäuchen, sie sind nur interessiert an ihrem eigenen Wohlergehen, sie kleben weiter an ihren Gewohnheiten und können die Wirklichkeit nicht von den Konstrukten ihrer Gedanken unterscheiden.

ME: Mir ist sehr vertraut, was Sie da aufzählen. Menschen sind Menschen, auch bei uns. Ich kenne ähnliche Tendenzen, wie Sie sie nennen, z.B. die Sorge um das eigene Wohlergehen, um kurzfristige Zufriedenheit, wir kennen auch die Macht der Gewohnheit.

Wenn es um Menschen im Nebel geht, dann denke ich dabei in erster Linie an Menschen, die *draußen* Orientierung suchen, außerhalb ihrer selbst. Sie schaffen sich Götzen, Vorbilder, denen sie nacheifern; das reicht so weit, dass sie vorgeben oder auch ehrlich meinen, den Willen Gottes erfüllen zu wollen. Aber sie holen von ihren Vorgesetzten oder aus frommen Büchern eine Information über den vermeintlichen Willen Gottes, aber sie bleiben auch dann fremdbestimmt. Und dann streiten sie sich, weil sie glauben, sie wüssten, was Gott will. Der eine meint dies, der andere das!

In der Finsternis stecken auch diejenigen, die vergessen, dass alles, was sie selbst zu leisten glauben, von Gott stammt. Sie plustern sich auf und schmücken ihr Ego, auch mit frommen Werken: mit Zeiten des Fastens, je extremer umso besser, und Zeiten des Betens, je mühsamer und länger, umso erfolgversprechender, und zu guter Letzt auch noch mit Spenden an die Armen.

Die Seelen dieser Christen sind Krämerseelen: Sie glauben, mit Gott Geschäfte machen zu können: „Ich gebe dir, und dann bekomme ich von dir, um was ich bitte.“

Was immer sie packen können, speichern sie. Ihre Scheunen, auch die inneren, sind vollgestopft mit Wissen, frommen Leistungen und irdischer Habe.

Ich denke auch an die zahlreichen Nonnen und Mönche, die ständig auf der Suche sind nach weiteren lustvollen frommen Erfahrungen, sie sehnen sich

nach eindrucksvollen Visionen. Ihr Gottesdienst ist ein Ich-Dienst, und sie melken Gott wie eine Kuh.

Nancy: Nun haben wir vieles über die Sümpfe gehört, wie arbeiten Sie beide denn an deren Trockenlegung?

HA: So unterschiedlich unsere Sprache auch ist, gemeinsam scheint mir der Versuch, Menschen aus falschen Konzepten und verdrehten Vorstellungen zu lösen. Ich bin mir allerdings noch nicht sicher, ob Ihre Zielvorstellungen mehr als Vorstellungen und Konstrukte sind. Ihr Wunsch, zur Befreiung anderer beizutragen, kommt bei mir an, da spüre ich Sie, Eckhart, aber immer wieder reden Sie von Gott, ich habe gehört, dass Sie von der *Geburt Gottes im Menschen* sprechen. Solche Formulierungen sind mir fremd und sehr fern, sie klingen eher fantastisch. Das sind doch, entschuldigen Sie, mythologische Sprachreste.

Nancy: Jetzt geht es hier aber zur Sache. Meister Hakuin, etwas langsamer bitte. Bleiben wir noch etwas bei der Trockenlegung der Sümpfe. Können Sie mit wenigen Worten sagen, wie Sie sich die Trockenlegung der Sümpfe vorstellen.

HA: Um das Dickicht der Vorstellungen und Festlegungen zu durchdringen, übe ich, kurz gesagt, das Stillsitzen, die Aufmerksamkeit für den Atem, und ich schätze vor allem die Koan-Arbeit.

Nancy: Was ist ein Koan?

HA: Ich habe einen Koan formuliert, er lautet: *Hört den Klang einer klatschenden Hand!* Die Aufgabe für die Übenden: Höre den Klang einer Hand, die ein Klatschen erzeugt.

Der erste Anlauf zur Erfüllung des Auftrags betrachtet den Koan als einen bedeutungsvollen Text. Der will mit allen rationalen Mitteln der Interpretation analysiert und aufgeschlossen werden. In unserem Fall ist man da schnell am Ende. *Hört den Klang einer klatschenden Hand!*

Es geht dann darum, nicht locker zu lassen und sich durch die Beschäftigung mit dem Text in eine Sackgasse, in eine existenzielle Spannung, führen zu lassen. Aus dieser Sackgasse gibt es keinen Ausweg, es sei denn, es gelingt ein Durchbruch in eine andere Dimension.

Am Ende des Weges kann ein Zustand stehen, in dem es kein denkendes Subjekt mehr gibt, das eine Aufgabe lösen will und mit dem Schwert der Unterscheidung kämpft. Das Ich hat sich ergeben, hat aufgegeben, es ist in gewisser Weise gestorben. Wir sprechen von *kensho*, am Ende *ist kensho*.

Nancy: Die Übung des Umgangs mit einem Koan sagt mir sehr zu. Ich stelle mir vor, wie es wäre, wenn Theologiestudentinnen und -studenten durch diese Schulung gingen. Nun, wenn ich Sie richtig verstehe, ist das Leben selbst doch auch ein Koan: ein Koan für alle. Wie vieles verstehen wir intellektuell und auch existenziell einfach nicht, all die Zumutungen, die uns in den Weg gelegt werden. Wenn Sie da durchgehen, passieren Sie auch Himmel und Hölle, da bleibt kein Stein auf dem andern.

Ich denke z.B. an Ehepaare, die zusammenbleiben, „bis dass der Tod sie scheidet“. Da sind Mann und Frau sich gegenseitig ein Koan. Oder der Umgang mit einem behinderten Kind, das sie großziehen. Mit diesem Kind, mit seinem Dasein im selben Zimmer umzugehen, dieses Kind ist der Koan. Auch der Weg als Ordensfrau ist Umgang mit einem Koan.

In der christlichen Tradition gibt es, das wird mir jetzt deutlich, auch koanartige Formulierungen, an denen sich die Gläubigen die Zähne ausbeißen, z.B. wenn es von Jesus heißt, er sei wahrer Gott und wahrer Mensch. Auch die Rede vom dreieinen Gott oder vom Tod als dem Tor zum Leben. Solche koanartige Formulierungen sind extreme Zumutungen.

ME: Kensho meint wahrscheinlich in meiner Sprache ein Dasein im Grund, ein Dasein in der ersten Ursache. Als ich (noch) in meiner ersten Ursache stand, da hatte ich keinen Gott, da stand ich Gottes und aller Dinge ledig. Als ich aber aus freiem Willensentschluss ausging und mein geschaffenes Sein empfang, als ich ein Ich wurde, da hatte ich auch einen Gott; ehe die Kreaturen waren, war Gott noch nicht »Gott«: er war vielmehr lediglich, was er war.

HA: Ja, darum geht es, was er war, vor all den Geschichten, in denen er eine Rolle spielt. Warum hören Sie nicht auf, von Gott zu sprechen?

ME: Ich möchte versuchen zu erklären, was ich tue, wenn ich das Wort „Gott“ verwende. Hakuin, Sie haben zu Beginn unseres Gesprächs vom Kitano-Schrein gesprochen, von der Büffel-Gottheit, der Sie sich in Ihrer Jugend zugewandt haben. Da möchte ich anknüpfen. In meinen Ohren klingt es zunächst etwas befremdlich, im Zusammenhang mit Gott an einen Büffel zu denken. Ich habe in meinem Alltag nicht mit Büffeln zu tun, aber wohl mit meinem Esel, der mich auf meinen langen Wanderungen begleitet. Er belehrt mich immer wieder eines Besseren. Ab und zu nehme ich nämlich einen Blick dieses Tieres auf, einen Blick, der mich durch und durch trifft. Dann habe ich den Eindruck, dies Tier weiß alles, es kennt mich besser als ich mich selbst. Das gilt für einen Moment, dann aber macht er mich wieder ratlos, wenn er bockt und nicht von der Stelle will, dieser Esel!

Wir sind in eine Welt hinein geboren worden, in der die Menschen der Vorzeit ähnliche, oft noch gewaltigere Begegnungen hatten, mit Tieren, Menschen, Naturgewalten – auch mit kleinen zarten Regungen der Natur. Menschen

begegneten dem Fremden, sie waren getroffen, in gewisser Weise auch verwundet oder überwältigt. Sie gaben den einzelnen Erscheinungen, Dingen, Tieren und Menschen verschiedene Namen: Totem, Geist, Dämon, Gott. Sie wollten sich an ihre Begegnungen erinnern und mit ihnen umgehen. Manche Erfahrungen waren so wichtig, dass sie sie festhalten wollten. Ich denke, diese Zeit kennen Sie in Japan, ähnlich wie wir sie in Europa gelebt haben. Die Erfahrungen haben in zahlreichen Bildern und Geschichten bei Ihnen, vor allem in der Shinto-Religion, ihren Niederschlag gefunden.

In Europa ist die Kultur des antiken Griechenlands voller Göttinnen und Götter. Dem offeneren und empfangsbereiten Griechen kam aus jedem Baum eine göttliche Gestalt entgegen, jedes Tier war eine Weise des Göttlichen. Will man diese Begegnung mit Tier oder Pflanze benennen, will man dem einen Namen geben, dann kommt es zu der Formulierung: der Ölbaum ist *göttlich*.

So zu sprechen ist eine Notlösung, gewiss. Sie stammt aus der Not, nicht in Worte fassen zu können, was sich ereignet hat. Dennoch möchte, muss man davon sprechen, möchte sich mitteilen, andere auf das Ereignis aufmerksam machen, sie dafür öffnen. Wenn dann die Erfahrung ein Wort gefunden und gewählt hat, schafft sie eine neue Not. Die Erfahrung wird nämlich durch die Benennung in die Enge geführt. Die lebende Erfahrung wird in einen Wortkäfig gesperrt. Und am Ende liegen dann lauter Wortkäfige in der Landschaft. Was in ihnen lebendig und eingefangen ist, pervertiert mit der Zeit, es verendet. Auch das Wort „Gott“ ist so ein Wortkäfig. Viele haben den Käfig im Lauf der Zeit sogar vergoldet und damit noch mehr kaltgestellt.

Daher habe ich gesagt, dass man „Gott“ um seinetwillen lassen muss. Tut man das nicht, dann verendet er und der Mensch pervertiert.

Die Sprache ist aber nach meiner Erfahrung nicht nur Käfig, sie selbst ist „Gott“. Das klingt ganz abwegig, aber es gibt eine Sprache, die sich immer wieder selbst überwindet, ja, sie tötet sich selbst, hebt sich auf und setzt dadurch Leben frei. Das klingt sehr abstrakt, aber wir hören von einem unserer Patriarchen: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.

HA: Das ist keine leichte Kost, die Sie mir da zumuten, und ich muss sagen, dass ich Mühe habe, Ihnen zu folgen. Einsichtig ist für mich geworden, wie wir beide, Sie und ich, in unterschiedlichen Sprachwelten aufgewachsen sind, und es ist kaum zu glauben, ich habe den Eindruck, dass wir uns doch weitgehend verständigen können.

Ich denke, wir kommen am besten auf einen gemeinsamen Nenner, wenn wir als Basis für unsere Begegnung die konkrete Welt anschauen, die *Natur* mit allen Pflanzen und Tieren, die Menschennatur, das Tätigsein in der Welt. Und wir beide können auch körperliche Übungen praktizieren, der Leib ist uns gemeinsam.

Nancy: Das klingt überzeugend, tut mir direkt gut zu hören. Aber auch dann steht sofort eine große Frage auf: Was verstehen Sie, Hakuin, was versteht Eckhart, wenn wir das Wort „Natur“ hören? Was klingt aus Ihrem Mund, was aus seinem? Wie viel Unterschiedliches löst dieser Klang aus? Ganz sicher bringen Sie, Hakuin, mit der Natur nicht die Idee eines Schöpfers in Verbindung. Das liegt Ihnen völlig fern.

HA: Bei allem, was wir reden, sollte uns bewusst sein, wenn wir in unserem Gespräch nicht den Ton der einen Hand hören, ist alles nur die Hülse eitler Worte. Eine gewaltige Aufgabe.

ME: Ja, eine Aufgabe, es braucht eine Aufgabe, eine Hingabe unserer selbst. Was Sie da sagen, verschlägt mir erst einmal die Sprache. „Wenn Ihr nicht den Ton der einen Hand hört, ist alles nur die Hülse eitler Worte.“ Da verstehe ich gar nichts mehr, der Weg ist zu Ende – Wie kommen Sie auf diesen Satz?

HA: Schade, dass Sie nicht zur rechten Zeit als Japaner geboren wurden, Sie wären ein guter Zen-Mönch geworden. Genau darum geht es, dass es Ihnen die Sprache verschlägt, dass nichts bleibt – dass das Nichts erscheint. Dann erst beginnt das Leben.

Nancy: Eckhart, Sie sprechen einerseits davon, dass Worte Käfige sind, in denen auch das göttliche Leben gefangen wird und zu verenden droht, andererseits zitieren sie Texte, da liegen Gott und das Wort ganz nah nebeneinander, ja sie scheinen identisch zu sein. Gott ist das Wort! Mit dem Widerspruch bin ich noch nicht fertig.

ME: Nehmen wir als Beispiel die Predigt. Normalerweise denken Sie bei dem Wort zunächst an den Inhalt der Predigt, wovon wird gesprochen? Mir geht es aber um den Vorgang des Sprechens, die Wortung Gottes. Das klingt etwas kryptisch und abgehoben; ich hoffe, ich kann zeigen, wie groß die Bewegung dieses Sprechens ist.

Prediger wollen normalerweise informieren und zur Umkehr motivieren, sie erinnern an die Heilstaten Gottes in der Vergangenheit und wollen, dass sich die Menschen Gott zuneigen.

Im Dominikanerorden, dem ich angehöre, geht es beim Predigen im Wesentlichen darum, wir sagen auf Lateinisch: *contemplata aliis tradere*, d.h., das in der Kontemplation erfahrene Leben weiterzugeben.

Bis jetzt bewegen wir uns noch im vertrauten Verständnis der Tradition, mein eigenes Verständnis geht aber darüber hinaus. Ich sage, wenn ich gottgewollt spreche, dann spreche im Grunde nicht ich, dann bin ich vielmehr ER, dann bin ich Gottes Wort, das ER nach außen in die Welt spricht – und gleichzeitig im Innern bei sich bewahrt und birgt. Gott ist ein Wort, das sich selbst spricht.

HA: Kashyapas ist einer der sieben Weisen im Hinduismus. Wenn der spricht, dann sind seine Worte „wie heftige Blitze, die auf einen Granitfelsen niedergehen und ihn zerschmettern.“

Aber die blinden glatzköpfigen Bonzen, die heutzutage in den Tempeln wohnen, verbreiten sich über seine Worte, sie deuten sie und nehmen ihnen damit ihre Energie. Aus den Blitzen werden verglühende Funken. Sinnlose Erläuterungen. Ein irregeleitetes Verständnis, dem kein Leben innewohnt! Ich bekomme jedes Mal Bauchschmerzen, wenn ich solchen Schund sehen und hören muss. Ich möchte dann jedes Mal kotzen.

Ganz im Unterschied zu den *Wende-Worten*, die aus dem Mund der Meister kommen. Es gibt manche Redewendung, die „sogar eine höhere Wertschätzung verdiente als eine echte buddhistische Reliquie, die jedermann so tief verehrt.“

Wende-Worte sind Worte, die einen Menschen, dessen Geist tot scheint, in einen Mönch mit strahlendem Blick und von ehrfurchtsvoller Vitalität verwandeln.“ *Wende-Worte*.

ME: Das wirkmächtige Wort wird für mein Verständnis aus der Abgeschiedenheit heraus gesprochen. Das wirkmächtige Wort kommt aus dem Nichts. Im Brief des Paulus an die Hebräer heißt es: „Denn voll Leben ist Gottes Wort und voll Kraft und schärfer als jedes zweischneidige Schwert; es dringt durch bis zur Scheidung von Seele und Geist, Gelenk und Mark, und ein Richter ist es über Gesinnungen und Gedanken des Herzens.“ Hebr 4,12. Mit anderen Worten: Die Schale muss zerbrechen, und das, was darin ist, muss herauskommen; denn willst du Kern haben, so musst du die Schale zerbrechen. Willst du die Natur unverhüllt finden, so müssen die Gleichnisse alle zerbrechen, und je weiter man eindringt, umso näher ist man dem Sein. Wenn die Seele das Eine findet, in dem alles eins ist, da verharrt sie in diesem einzigen Einen.

In der Abgeschiedenheit des Einen sind Gott und Mensch eins, Gott und Mensch sind als je eigene vernichtet, und gleichzeitig sind sie da, sie sind miteinander verschränkt, noch nicht entflochten.

HA: Ich habe verstanden, dass Ihre Predigt kein Text ist, über den man nachdenken sollte, um ihn zu verstehen. Wie bringen Sie durch die Predigt Menschen in den Zustand der Abgeschiedenheit?

ME: Was für das ganze Leben gilt, gilt auch für die Situation der Predigt, gilt für den Prediger ebenso wie für die Hörerinnen und Hörer. Es geht darum, loszulassen, leer zu werden, abgeschieden zu leben. Richte dein Augenmerk auf dich selbst, und wo du *dich* findest, da lass von dir ab; das ist das Allerbeste.

Ähnlich wie die Lebensbewegung Gottes in Christus eine Entleerung, eine *Kenosis*, ist, so ist meine Predigt und damit auch das Zuhören der Menschen eine fortschreitende Entleerung, eine Hineinführung ins Nichts. Ich könnte auch sagen: hinein in die reine Empfänglichkeit, ein anderes Wort für Hören, für Stille: empfänglich werden.

HA: Ein Sprung in die Fülle des Nichts!

ME: Das klingt jetzt wieder eher wie ein Koan, Ihr Sprechen von der Fülle des Nichts, aber ich ahne, was Sie damit meinen.

HA: Was ich damit meine? – Nichts!

ME: Ja, das ist es, es geht letzten Endes um das Nichts. In einem zentralen Satz aus meiner Predigt sage ich: „Wer irgendetwas sucht oder erstrebt, der sucht und erstrebt das Nichts.“ Entscheidend ist das Wörtchen „etwas“. Es signalisiert hier, dass aus der Fülle und Einheit all dessen, was ist, ein kleiner Teil herausgelöst und fixiert wird. Das ist so, als ob Sie vom menschlichen Organismus ein Glied abtrennen, als ob Sie den Menschen amputieren. Vom Ganzen getrennt, wird das Organ absterben. Sein Glück findet nur, wer es unterlässt, ein „etwas“ herzustellen.

HA: Ich verstehe. Der Tendenz, ein „etwas“ herzustellen, das man definieren kann, entspricht ja einem ungeheuren Sicherheitsbedürfnis und Machtstreben der Menschen. Dies Bedürfnis geht so weit, dass man auch Gedanken und Ideen nicht mehr als solche verwendet, eben als Spielgeld in einem Denkspiel, man objektiviert sie vielmehr zu eigenen Wirklichkeiten. Ich hatte die Befürchtung und habe sie immer noch ein bisschen, dass Sie in Ihren Predigten auch die Idee „Gott“ zu einem „etwas“ machen. Oder anders gesagt, Ihre Zuhörerinnen und Zuhörer gehen doch davon aus, dass man Gott irgendwo dingfest machen kann, dass er ein „Etwas“ ist. Sie geben ihm ein Haus, man weiß, wo man ihn findet. Auf ihn kann man sich verlassen, sagen sie.

ME: Ja, ich schließe nicht aus, dass viele Menschen diese Art Sicherheit suchen. Ich kann aber nur absolut sicher sein, wenn ich paradoxerweise die Suche nach Sicherheit aufgebe. „Gott“ lassen um Gottes willen! Das heißt, darauf zu verzichten, die Fülle zu verdinglichen, sie zum Rechenpfennig zu machen. Wie kann ich meinerseits verstehen, dass Sie Schülern ihre Erleuchtung auf einem Stück Papier bescheinigen. Können Sie ihnen diese Sicherheit geben? Sie akzeptieren diese Menschen, die eine Bescheinigung wollen.

HA: Ich akzeptiere sie, weil viele Scharlatane tätig sind und Schülern vorgaukeln, sie seien erleuchtet. Eine Erleuchtung schafft noch keinen Erleuchteten. Es kommt immer darauf an, welcher Meister die Anerkennung ausspricht. Viele glauben, sie seien erleuchtet, wenn sie starke Gefühle erleben. Ich bewahre einzelne davor, sich selbst etwas einzubilden. Aber Sie sehen das richtig, letztlich kann niemand sich auf ein Stück Papier berufen. Lebendiges Dasein manifestiert sich in sich selbst.

Nancy: Der Letzte Satz ist ein gutes Schlusswort. Lebendiges Dasein manifestiert sich in sich selbst.

Ich danke Ihnen, meine Herrn. Sie haben uns teilnehmen lassen an Ihrer Lebenserfahrung, an Ihrem unermüdlichen Drängen und Suchen, auf den Grund des Lebens durchzustoßen. Mich beeindruckt auch Ihr Respekt voreinander, fremd und nah sind Sie sich.

Bevor Sie, die Lesenden, den Text beiseitelegen, empfehle ich einen Moment der Stille, nehmen Sie wahr, wie Sie da sind und welche Worte oder Bilder auftauchen. Nehmen Sie wahr, dass Sie da sind.



V. **Durchkreuzte Gewalt** **Warum wir Ostern feiern**

von Gotthard Fuchs, Wiesbaden

Um es gleich vorwegzusagen: Ich kenne keine Religion, die so wie der christliche Osterglaube das Thema „Gewalt“ in den Mittelpunkt stellt, um es zu bearbeiten und zu überwinden – gemeint ist natürlich „zerstörerische Gewalt“ im Großen wie im Kleinen, manifest oder subtil. Ein von Menschen gekreuzigter Mitmensch im Herzzentrum des Gottesglaubens, dieser Mensch; und Gott selbst im Auge des Gewaltorkans und seiner österlichen Sprengung. Da wird nicht weggeschaut, schöngeredet und verdrängt, nein, es geht mitten hinein in unsere Mordsgeschichten seit Kain und Abel, mitten hinein in den Dschungel von Lüge, Verrat und Gewalt – und hindurch. „Durch Leiden und Kreuz zur Herrlichkeit“ – lautet diese Glaubenssumme in überlieferter Gebetssprache. Entsprechend steht christliche Mystik immer im Zeichen der Passion und Compassion. Warum also Ostern feiern – und das heute mehr denn je? Weil der Anlass dazu ohne jede bessere Alternative ist! Also um der Beseitigung der Gewalt und des Leidens willen, um der Opfer und Täter (und Täterinnen) willen, um des Friedens und der Versöhnung willen. Dieses österliche Alleinstellungsmerkmal des Christlichen – ein tödlich verletzter Mensch im Herzen Gottes – zu betonen, soll andere Religionen und Weltanschauungen (und ihre Mystik) auf keinen Fall

abwerten, ganz im Gegenteil. Aber gerade um des Dialoges willen ist es wichtig, ebenso demütig wie klar zu sagen, welch einmaliger Schatz nach christlicher Überzeugung für alle im Osterglauben steckt. „Sie werden auf den schauen, den sie durchbohrt haben“ (Joh 19,37) – und durch diesen realistischen Blick erfahren und bezeugen, wie Versöhnung geht und Frieden schaffen ohne Waffen. Das Ostergeschenk schlechthin nämlich ist Vergebung der Sünden, und eine, wenn nicht die epochal verbreitetste, Gestalt von Sünde ist Gewalt – aber der Reihe nach.

Gewalt lauert überall

Immer noch ist der Putin-Krieg in der Ukraine im Gang. Es braucht also keinerlei Kommentar zum Thema „Gewalt“. Die Blutspur aus dem vergangenen Jahrhundert geht weiter, und bei manch Älteren hierzulande werden Kindheitsbilder von Fliegerangriffen, Luftschutzbunkern und Fluchterfahrungen auftauchen. Dabei wird in militärischen Auseinandersetzungen, besonders in Angriffskriegen, brutal sichtbar, was vorher längst unterschwellig geschmort hat: Erfahrungen von Demütigung, Verletzung und Rache, Größenwahnsinnige Machtgelüste und wirkliche oder eingebildete Ängste. Bevor der Krieg explosionsartig in der geschichtlichen Realität ausbricht, hat er längst in den Herzen und Hirnen von unzufriedenen Menschen begonnen. Die destruktive Energie im Großen beginnt mit den Sticheleien, Neidkomplexen und Schlag-Worten im Kleinen – die Gewalt gegen sich selbst, gegen Körper und Seele nicht zu vergessen. Das deutsche Wort „Kriegen“ meint durchaus das Alltagsverhalten unter der Fuchtel der Angst, zu kurz zu kommen und z.B. bei der Schnäppchenjagd nach den besten Gelegenheiten auf die Verliererseite zu geraten.

Kriegerische Gewalt markiert also eine Spur mitten hinein in das normale Chaos des Lebens. Und das in Zeiten der Globalisierung erst recht. Manche sagen, Gewalt sei die dunkle Nachtseite der aufgeklärten Moderne überhaupt. Der Mensch stelle sich in den Mittelpunkt und beute die Natur und letztlich sich selbst aus; alles werde nutzbar gemacht und verzweckt, besonders die Natur werde sozusagen strukturell vergewaltigt, Um- und Mitwelt werden böse geschädigt oder gar zerstört. Der weiße, westliche Mann sei in Wahrheit ein Vergewaltiger. Zwar haben wir zivilisatorisch viel erreicht, z.B. in Wissenschaft und Technik, auch in der Bändigung von Unrecht und Gewalt. Denken wir nur an das Gewaltmonopol des Staates oder die Gewaltenteilung in der Gesellschaft – großartige Fortschritte zweifellos. Aber eben um welchen Preis oft! Denken wir nur an Auschwitz oder was jetzt bei den Uiguren geschieht – welch ein Ausbund an genauer Planung und raffinierter Vernichtung! Wie viele Fortschritte in der Bändigung von Gewalt, aber auch wie viel Fortschritte in der Perfektionierung der Folter und des Krieges. Und wie viel böse Gewalt gegen Mutter Erde – und gegen uns selbst! Und nie zu vergessen: die Gewaltspuren im Christlichen und Kirchlichen selbst, eine wahrhaft ökumenische Erblast der Trennungen und

Zerstörungen. Angesichts der faktischen Geschichte notiert Ernst Benz: „Weder der Islam noch der Buddhismus noch der Hinduismus haben auch nur entfernt so viele Menschen um ihres Glaubens willen getötet wie die christlichen Kirchen“ – um jenes Glaubens willen, in dessen Herzmitte doch der Gott des Erbarmens und der Feindesliebe steht.

Unsere Mordsgeschichte(n)

Buchstabieren wir also das Epochenthema „Gewalt“ (und „Sünde“) zusammen mit zentralen Grundsätzen biblischen und österlichen Glaubens. Auffällig ist schon die Ouvertüre der ganzen Bibel. Programmatisch steht ein Pluszeichen am Anfang, ein Loblied auf die Welt als Gottes Schöpfung (Gen 1–2,4): was sie ist, soll sie unbedingt werden – nämlich sehr gut und sehr schön, eine Lust und ein Paradies, und Gott selbst mitten darin: „Im Ursprung ist Beziehung!“ Aber von Anfang an, soweit wir auch nur zurückdenken, ist schon der Wurm drin: ob das wirklich stimmt, dass Gott gut ist und Gutes schafft? Die raffinierte Infragestellung der Schlange markiert die Tragödie: im mythischen Bild der Abgrund des Menschen (Gen 3,1) ! Das Misstrauen gegenüber der Güte des Schöpfers verführt dazu, dass wir lieber selbst das letzte Wort behalten und sein wollen wie Gott (oder wie man sich ihn vorstellt). Die Folge ist, dass wir alle Paradiesvertriebene sind und jenseits von Eden leben. Und mit der Angst, zu kurz zu kommen und ins Nichts zurückzufallen, verbindet sich der Drang und Druck, auf Kosten anderer sich selbst durchzuschlagen, wortwörtlich. Der Brudermord geschieht. Faktisch ist die Welt das, „was der Fall ist“, der Sündenfall. Nach der Bibel ist die gesamte Menschheitsgeschichte, so hinreißend schön und gut sie ist und sein möchte, doch eine Mordsgeschichte, voller Lüge, Gewalt und Leid. Überall „lauert an der Tür die Sünde. Auf dich hat er es abgesehen“ (Gen 4,7). Zwar bleibt auch der Brudermörder Kain, dessen Nachfahren wir alle sind, ausgezeichnet und erwählt (das berühmte Kainsmal ist ein Schutzzeichen gegen alle, die ihn umbringen wollen!). Aber er – und wir – leben nun im Lande „Nod“, d.h. auf der Flucht und in der Flüchtigkeit: „rastlos und ruhelos werde ich auf der Erde sein“ (Gen 4,14). Zwar schaffen die Nachkommen Kains – also wir – eine großartige Zivilisation (mit „Städtebau“, „Zitherspiel“ etc.), aber im Grunde ist das alles nur ein Notbehelf (Gen 4,19). Denn darunter brodeln überall die Lava zerstörerischer Gewalt und darüber legt sich der Smog der Lüge. Aber Gottes Schöpfertreue behält rettend immer das letzte Wort – wie dann die Sintflutgeschichte zeigt (Gen 7–8). Immerhin steht seitdem alles im Noah-Bund, und mit der Berufung Abrahams (Gen 12) wird eine neue Geschichte eröffnet, freilich mitten noch in der alten. So könnte man kurz die unerbittliche Diagnose nachzeichnen, die die Bibel schon auf den ersten Seiten für die Menschheit stellt: Gewalt bleibt das Thema (vgl. Gen 4,24 mit Mt 18,22). Der Schweizer Schriftsteller Max Frisch hat deshalb vor Jahren die ernüchternde Frage formuliert: „Gesetzt den Fall,

Sie haben nie einen Menschen umgebracht, wie erklären Sie sich das?“ Konsequenter Friedenswille, mangelnde Gelegenheit, Feigheit...? Es muss auch nicht gleich Blut fließen: Jemanden fertig zu machen, um die Ecke zu bringen und mindestens mundtot zu machen oder totzuschweigen geht auch so, und das im vermeintlich ganz normalen Leben (der Blick jetzt auf den schrecklichen Putin-Krieg darf nicht ablenken von der alltäglichen Kains-Tendenz in mir selbst). Fazit also: Jeder Mensch, so maximal erwünscht er hoffentlich auch ist, wird hineingeboren in eine höchst gemischte Welt jenseits von Eden, in eine Geschichte auch von Dummheit, Lüge und Gewalt etc. – und Erwachsenwerden heißt Mitmischen als Opfer und Täter. Besonders verdächtig dabei ist, wer immer das Gute will. Wer tut denn das Böse? „Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt?“ – fragte selbstkritisch und erschrocken der Dichter Georg Büchner vor bald 200 Jahren! Ein schier unentrinnbarer Dschungel, ein schrecklich-schönes „Durcheinandertal“ (F. Dürrenmatt), ständig gefährdet ist der Grundzug der Schöpfung zum Guten und Schönen.

Durchkreuzung

Nie zuvor wurde so realistisch die Geschichte eines leidenden Menschen als Gottesgeschichte erzählt wie in den Evangelien von Jesus, dem Christus. Dass die Leidenschaft für den lebendigen Gott und seine sehr gute Welt faktisch zum Leiden an den Gewaltverhältnissen wird, macht das Geheimnis Jesu aus: die Geschichte (s)einer Passion, des Mitleidens und der Mitleidenschaft. Alle Zeugnisse von Jesus zeichnen ihn als Anti-Typ zu Kain. „Abel, steh auf“, dichtete mutig Hilde Domin. Jesus ist aufgestanden und auferstanden und schafft dem niedergeschlagenen Abel endlich recht. Wenn denn Gewalt und Lüge als Inbegriff von Sünde gelten können, so geht es bei Jesus Christus um das Wunder der Vergebung der Sünden, um die Durchkreuzung der Gewalt. Gütezeichen seiner göttlichen Heilkraft sind seine Wunden, als das gekreuzigte Opfer ist er der Retter, der verwundete Arzt, der Zeuge und Mittler göttlicher Heilkraft und Versöhnung.

Bleiben wir der Kürze halber beim Lukas-Evangelium, das dieses Jahr die liturgische Leseordnung der katholischen Kirche bestimmt. Wunderbar erzählt der dritte Evangelist von Jesu Leiden und Leidenschaft, wunderbar bringt er auf den Punkt, wie in Jesus alle mitmenschliche Gewalt doch, von Gott her, durchkreuzt wird. Nach Lukas stirbt Jesus mit dem Psalm-Wort auf den Lippen: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist“ (23,46). Zuvor hatte er gebetet: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (23,34). Zweimal also die innige Vater-Anrede, zweimal die Gewissheit, derart in Gottes Treue geborgen zu sein, dass er rückhaltlos vergeben kann. Er bittet nicht nur für seine Feinde, er durchbricht strukturell die mörderischen Gewalt- und Rache-Verhältnisse „wie du mir so ich dir“. Lukas betont das, indem er den durch Gewalt sterbenden Stephanus die Kreuzesworte Jesu wiederholen lässt (Apg 7,60). In der Ikone vom gekreuzigten Jesus, von

seinem Ende und seiner Voll-Endung, fasst der Evangelist das ganze Lebenswerk dieses Menschen *und* das Geheimnis Gottes zusammen. Wie die Durchkreuzung und Überwindung der Gewalt sich konkret vollziehen, hatte Lukas schon in der sog. Feldrede Jesu ganz praktisch durchbuchstabiert: immer den ersten Schritt tun und nicht nachtragen, eher im Gegenteil (vgl. Lk 6,20–49)! Und nicht zufällig steht exakt im Mittelpunkt des ganzen Evangeliums die Geschichte vom barmherzigen Vater und seinen zwei verlorenen Söhnen (Lk 15,11–32).

Aber was Jesus da verkündet und realisiert hat, bleibt fragil. Gerade Lukas betont die Versuchung, rückfällig zu werden und lieber wieder Kain-Methoden anzuwenden. Nur bei Lukas endet die Gebetsanleitung Jesu mit der Bitte: „führe uns nicht in Versuchung“ (Lk 11,4), lass uns nicht in Versuchung fallen wie Kain. Überall lauert die Gelegenheit dazu, und wahnsinnig groß ist die Gefahr. Die ganze Passionsgeschichte zeichnet Lukas als Kampf mit dem Versucher (vgl. Lk 4,13 und 22,3.28.40). Und Versuchung heißt, kurzen Prozess zu machen wie Kain und alles auf die Karte „Ellenbogen und Gewalt“ zu setzen – wortwörtlich „auf Teufel komm raus“ und mit all den mörderischen Folgen. Jesus aber widersteht, er geht hindurch und durchkreuzt alles Kains-Gehabe. Nicht nur Verzeihen, also Verzicht auf Gegengewalt. Nein, Vergebung, also Hin-Gabe und offensive Solidarität mit den Tätern (und den Täteranteilen in mir), immer der erste Schritt im Geheimnis zuvorkommender Liebe. Denn was im Himmel schon gesiegt hat, soll auch auf Erden siegen: Gottes schöpferische Feindesliebe (Lk 10,18). Nur Lukas erzählt auch, dass der in der Versuchung siegreiche Jesus sich für Petrus und seine Apostelkollegen fürbittend mächtig ins Zeug legen muss, damit sie dem Bösen und der (Gegen-)Gewalt nicht erliegen (Lk 22,31–34). So groß ist die Versuchung, in die Welt des Brudermörder Kains zurückzufallen – besonders bei den „Amtsträgern“ wie Petrus – und Jesu Feindesliebe nicht zu wagen! (Lk 22,46) Die ganze Passion Jesu zielt auf den wirklichen Weltfrieden, wie schon die Weihnachtsgeschichte programmatisch intoniert: „Ehre, also Anerkennung und Hochschätzung, sei Gott und (deshalb) Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens“ (Lk 2,14) – aber nur durch die gewalttätige, noch friedlose Passion hindurch: Als Jesus in Jerusalem einzieht und sich dem Gewaltorkan stellt, ist von Frieden keine Spur (vgl. Lk 19,38).

Heilsame Konfrontation

Die Gewalt muss alltäglich durchkreuzt und überwunden werden; wirkliche Vergebung oder gar Feindesliebe sind konkret. Diese österliche Widerstandskraft will und muss sich in der kleinen Münze des Alltäglichen zeigen. Ausdrücklich und gemeinsam gefeiert wird sie in der Liturgie. Da wird symbolisch inszeniert und wortwörtlich begangen, was im normalen Alltag gelebt sein will. Nehmen wir die uralte Karfreitagsliturgie mit der Kreuzverehrung. „Sie werden auf den schauen, den sie durchbohrt haben“,

heißt es da in der Johannespassion (19,37). Die versammelte Gemeinde schaut auf den Gekreuzigten; sie schaut auf das Opfer von Gewalt und bekennt sich zu ihrer eigenen Täterschaft; sie schaut nicht länger weg oder schiebt die Schuld auf „die“ Juden oder andere. Nein, glaubend stellt sie sich ihrer eigenen Gewalttätigkeit und „Kains-Natur“. In der dreifach gesteigerten Enthüllung des Kreuzes wird das ganze Ausmaß der Gewalt jenseits von Eden sozusagen schrittweise dosiert sichtbar gemacht, ans Licht kommt mit der kainitischen Schuld das unglaubliche Erbarmen Gottes und seine Geduld und das göttliche Erbarmen. Der Gekreuzigte wird in den Augen der Glaubenden zum Retter, die Schuld wird im Bekenntnis vergeben, das Hinschauen auf Ihn macht frei. Die karfreitagliche Trauerarbeit durchkreuzt und besiegt Leid und Gewalt. „Schaut auf das Holz des Kreuzes, an dem der Retter der Welt gehangen hat“. So wird nun das Kreuz besungen, „von dem die Freude in die Welt kam“, die Osterfreude schon.

Diese Osterfreude ist nicht billig zu haben, sie erwächst ja aus schmerzhaft ehrlicher Gewaltanschauung – und die ist nur möglich im festen Vertrauen auf Gottes Treue und Jesu Feindesliebe. Deshalb werden nach der Kreuzverehrung die sogenannten Improperien gesungen, die Klagegesänge Jesu, ja Gottes selbst – ein uralter Brauch seit 1400 Jahren. „Mein Volk, mein Volk, was habe ich dir getan? Warum verfolgst du mich?“ Gott selbst erhebt in Christus seine Stimme und konfrontiert sein Volk, die versammelte Gemeinde und also die ganze Kirche. Die ganze biblische Befreiungsgeschichte seit Kain und Abel wird in diesen Gottes-Fragen durchbuchstabiert, als sollte kein Schlupfloch und keine Ausrede bleiben: Was hat sich dieser Gott abgerackert, um allen Widerständen zum Trotz Frieden und Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen! Wie hat er sich höchstpersönlich eingesetzt und verausgabt! Welches Risiko der Liebe, immer wieder den ersten Schritt der Versöhnung zu wagen und dafür den Preis von Ablehnung und Ohnmacht bezahlen zu müssen! Deshalb weiß sich das Volk Israel im „neuen und ewigen Bund“, sozusagen als Paradebeispiel göttlicher Bundestreue für alle Völker und eine globale Zivilisation der Liebe. Für Christenmenschen wird diese göttliche Durchkreuzung menschlicher Gewalt nirgends sichtbarer und endgültiger als im Lebens- und Kreuzweg Jesu: Indem sie auf ihn schauen, stellen sie sich den Klagen, ja Vorwürfen Gottes. Sie nehmen glaubend Anteil an der „Not Gottes“, „am Leiden Gottes in der Welt“ (Bonhoeffer). Anbetend bekennen sie ihre Schuld, Gott allein gelassen, ja getötet zu haben und empfangen umso mehr unfassbare Vergebung – just von dem, der schließlich um der Liebe Gottes willen gerade am Kreuz noch betet: „vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun“. In diesen testamentarischen Worten des Gekreuzigten ist alle Gewalt endgültig und für immer durchkreuzt – „für euch und für alle“. Aus dieser Quelle gilt es zu schöpfen. Im Fadenkreuz dieser Hoffnung gilt es, alle Anstrengungen zu sammeln, damit überall Gerechtigkeit sei und werde, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Aber stets gilt die Anfrage

besonders an Kirche und Christen, die nur Lukas überliefert (Lk 18,8): „Wird der Menschensohn, wenn er kommt, noch Glauben finden auf Erden?“ Glauben nämlich an die göttliche Versöhnung und deren Realisierung in einer Praxis der Vergebung und Feindesliebe?

Der Geist der Vergebung

„Vergabung gibt es nur, wo es Unverzeihliches gibt“. Mit diesem Grundsatz, angesichts von Auschwitz formuliert, betont Jacques Derrida, was Alltagserfahrung, Vernunft Einsicht und eben auch Bibel bezeugen: Vergeben kann nur Gott allein (vgl. z.B. Mk 2,1–12). Wirkliche Schuld ist so ungeheuerlich zerstörend, dass ihr kein Mensch von sich aus so gewachsen wäre, dass er vergeben könnte. Das mag dramatisierend und zugespitzt klingen, aber erst vom Härtesten her wird deutlich, worum es geht: nicht nur um den Verzicht auf Rache (daher das Wort „verzeihen“), schon gar nicht um ein schnelles „Tschuldigung“ oder „tut mir leid“. Nein, es geht um Unentschuldbares und dessen Beseitigung. Unglaublich. Dazu kommt, dass kein Mensch sich selbst vergeben kann. Es ist wie mit der Liebe. Es braucht andere, die ich, schuldig geworden, um Entschuld(ig)ung bitten muss – und zu jeder Bitte gehört die Freiheit, abgelehnt zu werden. „Sich selbst verzeihen? Nein, das geht nicht: Uns muss *verziehen werden*. Aber wir können an Verzeihung nur glauben, wenn wir selbst verzeihen.“ So notierte sich Hammarskjöld im September 1957. Und das ganz im Sinne der Vaterunser-Bitte, die Matthäus radikalisiert: „Vater, vergib uns nur, wie auch wir vergeben haben (!) unseren Schuldner“ (Mt 6,12). Just zu Ostern 1960 hielt Hammarskjöld schriftlich fest „Die Vergebung zerbricht die Ursachenkette dadurch, dass der, der – aus Liebe – ‚vergibt‘, die Verantwortung auf sich nimmt für die Folgen dessen, was *du* tatest. Sie bedeutet daher immer Opfer.“

Ersichtlich ist Vergebung, wirklich und ernsthaft vollzogen, ein Wunder, ein besonderer Ort der Gottesgegenwart. Wenn also Lukas Jesus am Kreuz beten lässt, Gott möge denen vergeben, die ihm tödliche Gewalt antun, bringt er das Geheimnis Jesu insgesamt auf den Punkt. Und im Grunde erzählt jede Seite des Neuen Testaments von dieser Durchkreuzung kainitischer Gewalt. Vergebung und Versöhnung sind das Ostergeschenk selbst, und darin der gekreuzigte Auferweckte selbst. Dass er in der Vollendung seines irdischen Lebens just diese Kraft der Versöhnung, diesen Mut zur Vergebung an seine Jüngerschaft weitergibt und förmlich demokratisiert, ist die Initiation zu jener Aufweckbewegung, die man Kirche nennt, Gemeinschaft derer, die aus Gottes Vergebung leben und sie vermitteln.

Markant hat das Madeleine Delbrêl formuliert und lebt: „Wir kommen nicht, um großmütig etwas mitzuteilen, was uns gehört: Gott. Wir treten nicht wie Gerechte unter Sünder, wie Leute, die ein Diplom erlangt haben unter

Ungebildete, wir kommen, um von einem gemeinsamen Vater zu reden, den die einen kennen, die anderen nicht, wie solche, die Vergebung erlangt haben, nicht wie Unschuldige, wie solche, die das Glück hatten zum Glauben gerufen zu werden, ihn zu empfangen, aber nicht als Eigentum, sondern als etwas, das in uns für die Welt hinterlegt wird: *daraus ergibt sich eine ganze Lebenshaltung*“ (Wir Nachbarn der Kommunisten, Einsiedeln 1975, 253, Kursivierung von mir).

Dieser Geist, der Vergebung schafft und ist, wirkt bekanntlich, wo *er* will. Im Tagebuch von Etty Hillesum finden sich, mitten in der fürchterlichen Gewaltatmosphäre der Nazi-Besetzung in Amsterdam, diese Sätze an einen Freund (Das denkende Herz, 185): „Es ist die einzige Möglichkeit, Klaas, ich sehe keinen anderen Weg, als dass jeder von uns Einkehr hält in sich selbst und all dasjenige in sich ausrottet und vernichtet, was ihn zu der Überzeugung führt, andere vernichten zu müssen. Wir müssen durchdrungen sein von dem Gedanken, dass jeder Funken Hass, den wir zu der Welt hinzufügen, sie noch unwirtlicher macht, als sie ohnehin ist.“

Der Preis der Liebe

Immer wieder wirft man der Bibel und dem christlichen Glauben vor, sie würden von Gewalt triefen und wären letztlich sado-masochistisch. Speziell die Botschaft vom Kreuz wird oft als Beweis angeführt. Und seit den Anfängen der Theologie steht die Warum-Frage im Raum, ob uns denn nicht Gottes Liebe erlöst habe, so dass es das schreckliche Leiden und diesen Tod des Gekreuzigten gar nicht gebraucht hätte. In der Tat ist einzig Gottes zuvorkommende, vergebende und freigebende Liebe, die erlöst und zum vollen Glück führt. So die Grundüberzeugung aller Christen und Christinnen. Aber de facto leben wir eben jenseits von Eden, im Lande Kains, in strukturell gewaltförmigen Verhältnissen, die smogartig in allem durchseucht sind von dem Gift der Angst zu kurz zu kommen und also der Gier und Gewalt. Faktisch also war die Passion Jesu (leider) heilsnotwendig, obwohl es „theoretisch“ und „idealerweise“ auch ohne gegangen wäre. Aber leider sieht die Realität anders aus, sie ist eine Mordgeschichte. „Mußte“ deshalb nicht alles so kommen? So werden die Emmausjünger und wir gefragt (Lk 24,26)? Eine Mystik, die christlichem Glauben entspringt und entspricht, lebt durch und durch vom Geheimnis Jesu, vom Geist der Vergebung, von der Durchkreuzung der Gewalt. Und das bedeutet leider Gottseidank Annahme jenes Leidens, das aus dem Kampf gegen Leid und Gewalt erwächst. So wenig es Liebe faktisch gibt ohne das Risiko und die Realität von Enttäuschungen und Verletzungen, so wenig gibt es Vergebung und Versöhnung ohne jenen Lebenseinsatz, der alles fordern kann und fordert. „Keine Vergebung ohne Blut“, heißt es abgründig in der Bibel (Hebr 9,22). Gerade zum christlichen Glauben gehört das Geheimnis der Stellvertretung und des Martyriums, ganz auf der Spur des „Vorläufers für uns“ (Hebr 6,20). Er hat den Durchbruch geschafft, Ihm nach.

Zwar ist der technische Begriff Passionsmystik geläufiger Weise für jene „gotische“ Zeit des Mittelalters reserviert, in der die Kreuzesbilder des Kruzifixus entstehen, die des Schmerzensmannes und der Pieta. Im Blick auf den mit-leidenden Christus konnte das eigene Leiden besser bewältigt und mitleidend geteilt werden (wie etwa auf dem Isenheimer Altar). Aber in Wahrheit ist Mystik, will sie dem Kern und Niveau des Evangeliums entsprechen, immer Kompassion: Anteilhabe am Leiden Gottes, am Leiden der Erde und der Mitmenschen. Immer geht es um das Wunder der Durchkreuzung von (Gegen-)Gewalt in jedweder Gestalt. Mystiker und Mystikerin ist, wer sich von dieser Leidenschaft Gottes in Mitleidenschaft ziehen lässt. Hier liegt ein, wenn nicht sogar das Kriterium zur Unterscheidung der Geister. Mit Simone Weils Notiz gesagt: „Der falsche Gott macht aus Leiden Gewalt. Der wahre Gott macht aus der Gewalt Leiden“, Mit-Leiden. Entsprechend empfahl Johannes vom Kreuz: „Wenn Sie keine Liebe finden, dann bringen Sie Liebe und Sie werden Liebe finden“.

Bekanntmachungen unserer Mitglieder



VI.

Buchvorstellung

Klaus-Werner Stangier: Meister Eckhart und die Plastiktüten – Den Dingen auf den Grund gehen. Über den beglückenden und fragwürdigen Umgang mit den Dingen.

von Maria Hungerkamp / Claus F. Lücker,
Krefeld

172 Seiten. Erschienen am 4.11.2021 bei epubli. ISBN: 9783754917831.

„Meister Eckhart und die Plastiktüten“. Wie würden Sie den Titel bezeichnen: überraschend, befremdlich, neugierig machend? Kein Zweifel, Klaus-Werner Stangier spielt mit solcher Art Irritationen. Und macht mit dem Titel schon eines deutlich: es ist ein Buch nicht zum schnellen Lesen, sondern zum genauen Hinschauen. Zum Meditieren, wie er selbst schreibt.

Wie ist das mit den Plastiktüten? Allgegenwärtig sind sie, kaum wegzudenken aus unserem Lebens-, Einkaufs- und Verpackungsalltag. Wussten Sie eigentlich, wann und wo die ersten Plastiktüten in Umlauf kamen (1961 bei Horten in Neuß; s. S. 34)? Nicht mehr gebraucht, vermüllen sie im großen Stil Meere und Landschaft (S. 34–35). Aber auch das: „Unvergessen ist mir ein Spiel des Windes mit einem Tütchen. Er hebt

es vom Boden in die Höhe, lässt es fallen, schiebt es über die Erde, wirbelt es in die Höhe und lässt ihm Zeit abwärtszutrudeln ... Ein Ding, dass sich dem Wind hingibt!“ (S. 14). Und bei allem die in jedem Kapitel wiederkehrende Fragestellung des von Meister Eckhart und dessen Theologie und Mystik Begeisterten: „Was hat dies ... mit Eckhart zu tun?“ (z.B. S. 36).

Wie am Titelbeispiel der Plastiktüten deutlich wird, nähert Klaus-Werner Stangier sich jeweils von ganz unterschiedlichen Perspektiven einzelnen Phänomenen, bietet ungewohnte Aspekte an und steigert auf diese Art die Wahrnehmungskomplexität. „Auf dem Umweg über die Dinge zu sich selbst finden“ (S. 7), darum geht es ihm und in dieser Intention lässt er auch Meister Eckhart immer wieder zu Wort kommen.

Die „Dinge“, die er ausgewählt hat, spiegeln zugleich seinen Erfahrungshorizont als Werklehrer, Theologe und langjähriger Leiter des Meister Eckehart-Hauses in Köln, Zenschüler, Psycho- und Bibliodramalehrer: Neben Gegenständen betrachtet er phänomenologisch auch Vorgänge wie Bewegung, Abstand halten, die Arbeit mit Tonerde, eine Teezeremonie, die „Verwandlung der Dinge: aus Brot wird der Leib Christi“ (S. 58–61) und anderes mehr.

Eigene Hervorhebung verdienen die Fotos, die meisten vom Autor selbst, welche die Kapitel nicht nur illustrieren, sondern – nicht selten durch einen Farbfilter verdichtet – ihre eigene Geschichte dem Text hinzufügen.

Eintauchen in Text und Bild, verweilen, sich dann tiefer einsinken lassen, darin dem eigenen Umgang mit den Dingen auf den Grund gehen – und von dort im Gespräch mit Meister Eckhart neu und anders in die Gegenwart auftauchen: in diese Bewegung nimmt Klaus-Werner Stangier die interessierte die Leserin / den neugierigen Leser mit.



VII. Leseprobe „Auf den Spuren des göttlichen Seins“

von Manfred Bacher, Kiel

„Der mystische Weg beinhaltet durch die regelmäßige innere Einkehr auch für Christinnen und Christen einen ganz konkreten, lebenslangen, inneren Reinigungsprozess, bei dem das innere Loslassen und das innere Öffnen eine zentrale Rolle spielen. Dieser Reinigungsprozess, der wesentlicher Bestandteil des spirituellen mystischen Weges ist, führt ganz zwangsläufig

zu neuen Einsichten und Erkenntnissen, zu einer neuen Innerlichkeit und am Ende auf die Spuren göttlichen Seins.“

Manfred Bacher beschreibt in 52 Kapiteln Quellen mystischer Tiefe im Alten und Neuen Testament, in christlichen Gesangbüchern und Gebeten.

Leseprobe

Lass mich verstehen den Weg deiner Befehle ...

Wenn schon unser ganz persönlicher Lebensweg mit allen Details und Zusammenhängen nicht wie ein spannendes Buch aufgeschlagen vor uns liegt, wie sollen wir dann die Wirkungswege Gottes begreifen? Auch Antworten auf dieses Geheimnis haben Menschen dennoch zu allen Zeiten interessiert. Mit Psalm 119,27 wird gebetet: „**Lass mich verstehen den Weg deiner Befehle, so will ich nachsinnen über deine Wunder.**“ Ich will nachsinnen über deine Wunder: Wer möchte das nicht? Und wer ist daran nicht schon gescheitert? Wie sollte es aber auch anders sein? „Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der HERR, sondern so viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken.“ (Jesaja 55,8–9). Landauf, landab heißt es daher überrascht oder verwundert oft auch: Die Wege des Herrn sind für uns halt unergründlich und daher auch unerklärlich. Obwohl, in der Bibel finden wir auch hierzu Hinweise. In Sprüche 2,3–6 heißt es beispielsweise gerade zu der Frage, wie wir Erkenntnis gewinnen können: „... ja, wenn du nach Vernunft rufst und deine Stimme nach Einsicht erhebst, wenn du sie suchst wie Silber und nach ihr forschst wie nach Schätzen, dann wirst du die Furcht des HERRN verstehen **und die Erkenntnis Gottes finden**. Denn der HERR gibt Weisheit, und aus seinem Munde kommt Erkenntnis und Einsicht.“ Und in Vers 10 lesen wir: „**Denn Weisheit wird in dein Herz eingehen, und Erkenntnis wird deiner Seele lieblich sein ...**“ Für uns Menschen im Grunde eine unvorstellbare Aussage! Denn Weisheit wird in dein Herz eingehen, und Erkenntnis wird deiner Seele lieblich sein! Andererseits: Die höchsten Stufen des mystischen Weges sind in allen großen Weltreligionen seit jeher über die Erleuchtung hinaus (kosmisches Bewusstsein) das Christus- bzw. das Einheitsbewusstsein – Jesus, der uns aufgefordert hat, ihm nachzufolgen, hat es erreicht. (Siehe hierzu auch Kapitel 4 dieses Buches: „Du hast den Menschen nur wenig niedriger gemacht als Gott ...“.) In der christlichen Mystik ist der Weg der Vervollkommnung des Menschen bis hin zur Vollendung – Vollendung schließt Begreifen ein – keine Denkmöglichkeit. In der Offenbarungstheologie der Amtskirchen wird das bisweilen als Anmaßung empfunden. Jesus Christus gilt bei dieser Auslegung als einziger Sohn Gottes, seine Auferstehung allein gibt die Hoffnung. Auf dem oft sehr mühsamen Weg des Menschen zum Licht mit seinen Lebensaufgaben bis zu seinem Ableben hier auf Erden bleiben daher allzu oft nur seelsorgerischer Trost und der Verweis auf ein (hoffentlich) seliges Jenseits. Der wesentliche Unterschied in der Auslegung der Schrift

aber zwischen der Offenbarungstheologie und der christlichen Mystik kann in Kurzform so zusammengefasst werden: In der Offenbarungstheologie zählt nur das Wort, wie es in der Heiligen Schrift überliefert ist. In der christlichen Mystik dagegen spielen leibhafte spirituelle Erfahrungen eine zentrale Rolle.

Tatsächlich gibt es keinen wesentlichen Unterschied: Das „Wort“ zählt, ohne das Wort wäre nichts. Mit spirituellen Erfahrungen aber verstehen wir das Wort in seiner Tiefe und Weite. Richtig müsste es daher heißen: Die richtige Auslegung des Wortes, das richtige Verständnis zählt – **die Auslegung des Wortes macht den Unterschied**. Die Vielfalt der christlichen Konfessionen, Kirchen, Gemeinschaften und auch Sekten unterscheiden sich im Wesentlichen durch die unterschiedlichen Auslegungen der Schrift. Jede Konfession und „Gruppierung“ geht davon aus, das „Wort“ richtig zu verstehen und umzusetzen. Das gilt für alle Weltreligionen. Wer wollte hier den Knoten sprichwörtlich durchschlagen? Die Zeit wird es zeigen. In der Gegenwart können wir nur festhalten, dass den Amtskirchen beider Konfessionen die Mitglieder abhandenkommen. Das „Wort“ allein verliert offensichtlich in unseren Breitengraden bei vielen Menschen an Wirkung. Und der alleinige Trost auf das Himmelreich nach dem irdischen Dasein lässt ebenfalls viele Fragen offen.

Gleichzeitig aber ist bei einer anderen Gruppe von Menschen bundesweit eine deutliche Zunahme des Interesses an spirituellen Meditationsformen und kontemplativen Erfahrungen zu verzeichnen – nicht nur in der christlichen Mystik, auch in und an fernöstlichen Meditationen. Sie alle möchten mehr und mehr nachsinnen über sich, über ihre Wege, über ihre negativen und positiven Erfahrungen im Leben, über mögliche Zusammenhänge, über Gott und den Glauben, letztlich über den Sinn des Daseins. Sie alle möchten Gedanken und Gefühle, Belastendes und innere Bedrängnis verarbeiten, verstehen, loslassen und innerlich freier werden. Sie alle möchten sich mehr und mehr auf das Neue einlassen. (Siehe hierzu Kapitel 37 dieses Buches: „Gedenkt nicht an das Frühere und achtet nicht auf das Vorige“.) Die regelmäßigen Meditationen führen zu innerer Einkehr und auf diesem Weg zu neuen spirituellen Erfahrungen und dadurch auch zu einer Vertiefung des Glaubens. Wie heißt es in Sprüche 2,10: „Denn Weisheit wird in dein Herz eingehen, und Erkenntnis wird deiner Seele lieblich sein ...“ Immer mehr Menschen verstehen möglicherweise, wie übrigens viele unserer Heiligen, **Mystik als den Schlüssel zum „Wort“**. Nur mit der rechten Innerlichkeit können und werden wir begreifen. Und wieso sollten Menschen in ihrem Verständnis des „Wortes“ nicht wachsen, klüger werden und in spirituellen Fragen Selbstverantwortung übernehmen können? Letztlich macht das doch auch die Hoffnung und die Erfahrung der Geistlichen vor Ort in den Gemeinden aus. Sie erleben immer wieder: Menschen entwickeln sich in ihren Glaubensvorstellungen – auch wenn es kein leichter Prozess ist – manchmal so, wie es sich Geistliche wünschen

und manchmal auch anders. Mit dem regelmäßigen stillen Gebet der Hingabe erfolgt die Entwicklung aus dem Inneren des Menschen heraus. Auf spirituelle Erfahrungen der Menschen und deren Fragen auf dem Weg nach innen gehen Seelsorger, Priester und geistliche Begleiter der Amtskirchen leider noch viel zu selten und kaum aufgeschlossen und intensiv ein. Menschen werden mit ihren spirituellen Erfahrungen immer noch zu häufig alleingelassen. Die christliche Seelsorge lässt hier seit Jahren ein wachsendes spirituelles Interesse quasi links liegen und schafft damit Enttäuschungen und Frustration. Kein Wunder also, dass Menschen geistliche Begleitung in fernöstlichen Religionen, z. B. im Buddhismus oder Hinduismus, suchen. Es ist doch auch kaum zu verstehen, dass sich die offizielle christliche Glaubenslehre in den letzten 500 Jahren nach der Reformation kaum entwickelt hat. Die stillen Gebetsformen sind gewissermaßen die intensivste Form des „Nachsinnens“. Sie ist weder in der evangelischen noch in der katholischen Gemeindegemeinschaft wesentlicher Bestandteil des spirituellen Alltagslebens.

Allerdings: Die Ausnahmen nehmen zu (siehe <https://www.hausgries.de/meditationsgruppen-plz/?plz=alle>)! Gehen unsere Seelsorger eigentlich davon aus, dass das Einziehen der Weisheit mit dem Examen in ihr Herz abgeschlossen ist und dass ihre Seele nicht weiter durch Erkenntnis beglückt werden kann? (vgl. Sprüche 2,10 [3]). Kaum vorstellbar, da selbst Geistliche sich immer wieder zu ihren Zweifeln und Unsicherheiten bekennen. Das müsste nicht so bleiben. Mit den christlichen Meditationsformen öffnen sich innere Schranken. Das Lesen in der Bibel z. B. und in anderen spirituellen Schriften erfolgt nicht mehr nur mit dem überlieferten Grundverständnis, sondern gewissermaßen offen und neugierig. Neue Sichtweisen, überraschende Einsichten und nachvollziehbare Erkenntnisse ergänzen, vervollständigen und verändern das bisherige Bild des Weges von Jesus von Nazareth und unsere persönliche Beziehung zum Schöpfergott. Zweifel gehören möglicherweise zum Glauben – Zweifel gehören sicher aber nicht mehr zu unserem spirituellen Weg, wenn das Herz erfüllt ist, wenn sich in uns Himmel und Erde berührt haben, wenn wir neu geboren wurden.

Der Prophet Habakuk 2,14 versprach im Alten Testament: **„Denn die Erde wird voll werden von Erkenntnis der Ehre des HERRN, wie Wasser das Meer bedeckt.“** Von diesem Versprechen sind wir noch ein gutes Stück weit entfernt. Das wird sicher nicht so bleiben. Wenn sich das Interesse an den stillen Gebetsformen weiter verstärkt, werden mehr und mehr auch die Menschen diese Herrlichkeit erfahren.

Umfang: 276 Seiten | Preis: 15,00 €
Format: 18 x 12 cm | Einbandart: gebunden
Autor: Bacher, Manfred
Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer, 1. Auflage
ISBN: 978-3-7666-5-2951-7
Programmsparte: Spiritualität



VIII. Einladung Mitgliederversammlung



Gesellschaft der Freunde christlicher Mystik e.V.

Geschäftsstelle: Gerhard Nolte, Goethestraße 4, 53819 Neunkirchen-Seelscheid
<https://www.gfcm.de>

Vorstand: Dr. Hanne Leggemann, Herrliberg (CH); P. Dr. Claus-F. Lücker, Krefeld;
Prof. Dr. Andreas Müller, Kiel (1. Vorsitzender); Dr. Marco-Antonio Sorace, Aachen;
Siegfried Rombach, Kirchzarten (2. Vorsitzender), Michaela Ständer, Hildesheim;
Prof. Dr. Peter Zimmerling, Leipzig
Schatzmeister: Gerhard Nolte

An die Mitglieder
der Gesellschaft der Freunde christlicher Mystik e.V.

**Einladung zur Mitgliederversammlung
am Samstag, den 7. Mai 2022 von 19.30 Uhr bis ca. 21.00 Uhr im Bonifatius-Haus,
Neuenberger Str. 3–5, 36041 Fulda**

Vorläufige Tagesordnung

- 1) Begrüßung durch den Vorsitzenden
- 2) Feststellung der Tagesordnung; Genehmigung des Protokolls der Mitgliederversammlung vom 11. Mai 2019 in Heilbad Heiligenstadt (s. Rundbrief 3/2019, S. 49–50)
- 3) Begrüßung und Vorstellung der neuen Mitglieder
- 4) Bericht des Vorstandes: Finanzen, Entwicklung, Entlastung des Vorstandes, Mitgliederentwicklung
- 5) Wahl des neuen Vorstands und der neuen Vorsitzenden
- 6) Berichte aus den Regionalgruppen
- 7) Internetauftritt der Gesellschaft
- 8) Jahrestagung 2023
- 9) Themen für zukünftige Jahrestagungen
- 10) Verschiedenes, Festlegung des nächsten Versammlungstermins

Alle Mitglieder sind zu dieser Versammlung herzlich eingeladen. Auch Gäste sind zur öffentlichen Mitgliederversammlung herzlich willkommen.

Mit herzlichen Grüßen – ich freue mich schon jetzt, möglichst viele von Ihnen in Fulda wieder zu sehen
Ihr

Andreas Müller, Kiel
1. Vorsitzender



Mosaik aus der Kiewer Sophienkathedrale, 11. Jahrhundert.